

Bern: Urs Paul Engeler über rot-grüne Willkür in der Bundesstadt

Nummer 19 – 7. Mai 2009 – 77. Jahrgang
Fr. 5.90 (inkl. MwSt.) – Euro 3.90

DIE WELTWOCHEN



Hymne auf die Deutschen

Wer sind sie? Woher kommen sie? Wie denken sie?
Eine Hommage zum 60. Geburtstag der Bundesrepublik.
Von Alexander Demandt, Hans Zippert, Roger Köppel u. a.

Die grosse Depression

Beklemmende Parallelen zwischen 1930 und heute. *Von Markus Somm*

Dem Theaterdirektor entgleiten die Fäden

GC-Sportchef Erich Vogel wird dämonisiert und verkannt. *Von Peter Hartmann*



19



**Nicht für Jungs, sondern für Männer.
Der neue Golf GTI ab sofort bei Ihrem Volkswagen Partner.**

17-Zoll-Alufelgen, rote Bremssättel, verchromte Abgas-Endrohre – den Respekt, den der neue Golf GTI optisch einfordert, rechtfertigt er durch seine Performance. Sein 2.0-l-Turbo-TSI®-Motor mit 210 PS (155 kW)* beschleunigt in 6.9 Sekunden von 0 auf 100 km/h und bremst in 2.9 Sekunden von 100 auf 0 km/h. Bei nur 7.3 l/100 km (170 g CO₂/km). Damit dann nur der Fahrspass den Puls erhöht, sorgen ABS, ESP und XDS für maximale Sicherheit. Jetzt liegt es am Fahrer, die legendäre GTI-Fahrdynamik zu erleben. Bereits für 40'800 Franken.

Erst wenn ein Auto Innovationen allen zugänglich macht, ist es: Das Auto.



Das Auto.

Intern

Ungefähr 60 Kilometer ausserhalb von Frankfurt liegt das Dörfchen Lindheim, der emeritierte Geschichtswissenschaftler Alexander Demandt bewohnt einen intakten Flügel des 1929 abgebrannten Stadtschlösschens. Als wir eintreffen, spielt der Altertumsforscher an seinem Flügel. Im Wohnzimmer stehen bis unter die Decke Bücherregale, an den Wänden hängen afrikanische und, vermutlich, indonesische Speere. Der renommierte Experte der römischen und germanischen Geschichte hat vor zwei Jahren eine Fundamentalstudie, «Über die Deutschen», vorgelegt, in der er sich kulturgeschichtlich diesem bedeutenden Volk annähert. Demandt behauptet und belegt in seinem Buch eine genealogische und sprachliche Kontinuität von den antiken Germanen bis hin zu den modernen Deutschen. Aus diesem Grund treffen wir ihn zum Gespräch über den deutschen Volkscharakter, seine Wurzeln und Ent-



Deutscher Volkscharakter: Kanzlerin Merkel.

stehungsbedingungen. Anlass ist der 60. Geburtstag der BRD, aber auch der etwas einseitige Steinbrück-gefärbte Blick der Schweizer auf ihre nördlichen Nachbarn. Die Deutschen sind faszinierender, als es die aktuelle Polemik vermuten lässt. **Seite 28**

Erich Vogel ist das, was man als einen freischwebenden Intellektuellen bezeichnen könnte. Er hat eine makellose Achtundsechziger-Biografie: Aufgewachsen im Zürcher Industriequartier, Matur auf dem zweiten Bildungsweg, leidenschaftliches Interesse für Theater und Literatur. Hin und wieder tauchte er in der «Malatesta»-Bar auf, wo die Studenten die Weltrevolution vorbereiteten. Dort traf ihn

Peter Hartmann zum ersten Mal und hatte keinen Zweifel: Vogels Herz schlug links. Aber der schmale, blonde Proletarier hatte, wie Hart-



Giganten: Wrestle-Star «The Undertaker».

mann, eine etwas unheimliche Liebe zum Fussball – mit dreissig wurde Vogel Berufstrainer. Er ist der erste, erfolgreichste und umstrittenste Fussballmanager des Landes und gerade in einer Skandalgrube gelandet, die ihm der *Blick* gegraben hat. Grund für Hartmann, Vogel wieder zu treffen. **Seite 44**

Vor einigen Monaten begann sich im Keller unseres Redaktors Urs Gehrigers Seltsames zuzutragen. Nachmittagelang sprangen sein zehnjähriger Sohn und dessen Klassenkameraden von Tischen und hielten sich mit allerlei Würgegriffen fest. Als schliesslich aus der Schule die Kunde kam, das Klassensofa sei bei tollkühnen Sprüngen zu Bruch gegangen, beschloss Gehrig, der Sache auf den Grund zu gehen. Vater und Sohn reisten nach Genf an die «Wrestlemania Revenge Tour», eine Art Roadshow der weltbesten Wrestling-Ikonen. Im Pulk der ringenden Giganten wurde unserem Reporter einiges klar. **Seite 52**

25 Jahre ist es her, seit der Privatsender RTL das Fernsehen aufmischte. Heute ist der Sender unangefochtener Marktführer. Möglich gemacht hat den einzigartigen Aufstieg Helmut Thoma. Wenige Tage vor seinem 70. Geburtstag empfing Thoma unseren Redaktor Andreas Kunz in seinem denkmalgeschützten Herrenhaus in der Nähe von Köln. Als Kunz den Sicherheitszaun, die Überwachungskameras und den bellenden Hund hinter sich gelassen hatte, belohnte ihn Thoma mit Luxemburgerli aus der Schweiz – und einem ausführlichen Gespräch über das Privatfernsehen. **Seite 56**

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 203.– (inkl. MwSt.)

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Markus Somm

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Daniel Ammann, Alex Baur, Hanspeter Born, Urs Paul Engeler, Urs Gehrig, Philipp Gut (*Leitung Kultur*), Carmen Gasser, Pierre Heumann (*Naher Osten*), Andreas Kunz, Peter Keller, René Lüchinger (*Leitung Wirtschaft*), Daniele Muscionico, Kai Michel (*Wissenschaft*), Daniela Niederberger, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Eugen Sorg, Mark van Huisseling, Bettina Weber (*Leitung Gesellschaft*)

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Max Frenkel, James Hamilton-Paterson, Ludwig Hasler, Jörg Hess, Peter Holenstein, Wolfram Knorr, Albert Kühn, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, André Müller, Franziska K. Müller, Ulf Poschardt, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Oliver Schmuki (*Leserbriefe*), Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Bildredaktion: Catharina Hanreich (*Leitung*), Christophe Bossset, Nadine Hofer (*Assistentin*)

Layout: Catharina Clajus (*Leitung*), Peter Aschmann, Rolf Mundwiler

Infografik: Helmut Germer

Korrektorat: Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits, Gilbert Grap, Beat Kuttinig

Internet: Andreas Thut (*Leitung*)

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber

Verlagsleitung: Maike Juchler

Marketing: Sandra Millius (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Christine Lesnik (*Leitung*), Angela Prisciantelli

Anzeigeninnendienst: Anina Gross, Laura Bazzigher,

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Internetverkauf: Publicitas web2com AG

Tarife und Buchungen unter: Tel. 044 250 31 91

E-Mail: salesservices.web2com@publicitas.com

Druck: Basler Zeitung, Hochbergerstrasse 15, 4002 Basel

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Panasonic
ideas for life



**AUF ALLES EINGESTELLT.
FOTO UND VIDEO IN HD-QUALITÄT.**

Mit der neuen Hybrid-Kamera Lumix TZ7 sind Sie bereit. Fangen Sie grossartige Momente auf Foto oder Video in brillanter HD-Qualität ein. Dank 25-mm-Weitwinkel-Objektiv ist Ihnen kein Motiv zu breit und mit dem optischen 12fach-Zoom kommen Sie für Fotos und Videos ganz nahe ran. Ihre Filme geniessen Sie in überragender AVCHD-Auflösung (1.280 x 720 Pixel) und Stereo-Tonqualität. Jetzt sind Sie am Drücker.



**EVERYTHING
MATTERS.**

LUMIX

AVCHD | it www.panasonic.ch

Deutschland

Zum 60. Geburtstag der Bundesrepublik: viel Lob und ein Ratschlag.

Von Roger Köppel

In seinem ausgezeichneten Buch «A Mighty Fortress» geht der amerikanische Harvard-Historiker Steven Ozment der Frage nach, warum die Deutschen in ihrer Geschichte den Wert der Ordnung und der Disziplin immer höher eingestuft haben als die Freiheit. Was den Deutschen oft als Charakterfehler ausgelegt wird, deutet der Geschichtsforscher als das Ergebnis einer geografisch und damit geopolitisch schwierigen Mittellage des Landes im Zentrum Europas. Die deutschen Gebiete waren über Jahrhunderte Durchmarschzonen fremder Armeen und Beutejäger. Anders als die Insel England oder die vom Alpenriegel geschützte Schweiz, eine Art Ballenberg-Republik mit Hanglage, war Deutschland an mehreren Grenzen offen, verwundbar und nie abschliessend definiert, ein prekäres, instabiles, von aussen belauertes Gebilde. Die Deutschen haben gemäss Ozment das Prinzip der individuellen Freiheit nicht abgelehnt, aber aufgrund ihrer Geschichte fürchteten sie sich eher vor Anarchie als vor Tyrannei. Sie mussten schmerzhaft erfahren, dass nicht die Freiheit an sich, sondern unter gewissen Umständen eben Disziplin und eine sorgfältig aufrechterhaltene Ordnung einem Land und seinen Bürgern die Freiheit sichern.

Die Schweizer schauen mit einer Mischung aus Hochmut und Minderwertigkeitsgefühl auf ihren Nachbarn im Norden. In letzter Zeit verstärkten sich die Irritationen. Es begann mit einer anschwellenden Zuwanderung und einer immer merkbarer werdenden Präsenz von Deutschen im Land. Auf einmal ertappten sich auch die gebildeten Stände bei Überfremdungängsten und Skepsis gegenüber Ausländern. Hinter vorgehaltener Hand gaben Mediziner, Anwälte, Manager und Geisteswissenschaftler, ja sogar Schriftsteller zu bedenken, dass sie für die neue leistungsfähige und oft für einen geringeren Lohn arbeitende Konkurrenz aus Deutschland nicht nur bedingungslose Liebe empfinden. Die Ressentiments zum Kochen brachten schliesslich die Interventionen des deutschen Finanzministers Steinbrück und seines Kollegen Müntefering, der die Schweiz am liebsten mit einer Eingreiftruppe beglückt hätte. Es ist verständlich, dass man sich im Kleinstaat über solche Einlassungen aufregte, dennoch war das auch vom Bundesrat geschürte Geheul im Grunde ein Ablenkungsmanöver. Im Steuerkonflikt



Ballenberg-Republik mit Hanglage.

Deutschland – Schweiz sind, wenn schon, nicht die deutschen Forderungen das Problem, sondern die vorausseilenden Kapitulationen der Schweizer Regierung.

In diesem Mai feiert die Bundesrepublik Deutschland ihr 60-jähriges Bestehen. Auf den Trümmern des Hitlerregimes, in einer apokalyptischen Ruinenlandschaft, deren Bilder noch heute eine kranke Faszinationskraft ausstrahlen, wurde eine stabile und erfolgreiche Demokratie errichtet. Ihre neue Verfassung, die sie provisorisch «Grundgesetz» nannten, gaben sich die Deutschen in einer Abstimmung des Parlamentarischen Rates am 8. Mai 1949 um 23 Uhr 55 mit 53 zu 12 Stimmen. Es war die Geburtsstunde einer Republik, an deren Dauerhaftigkeit nicht einmal die Verfassungsväter glauben mochten. Der halbierte Schrumpfstaat, der aus Not auf Prachtentfaltung verzichtete, erwies sich als Erfolgsmodell. Mit einer beeindruckenden Energie und mit bemerkenswerter Leidenschaft schufteten und krampften sich die Deutschen zurück an die Weltspitze. Anfang der sechziger Jahre überholten sie mit ihrem Bruttosozialprodukt die Engländer. Mitte der siebziger Jahre konnten sie sich bereits wieder den Luxus eines aus dem Ruder laufenden Sozialstaats leisten. Dass die BRD nebenher auch noch die EU fast im Alleingang finanzierte und seit bald zwanzig Jahren die Kosten der Wiedervereinigung schultert, verstärkt den Respekt, den man als vom Krieg verschonter Schweizer den Deutschen entgegenbringen muss.

Die Bundesrepublik kann stolz auf ihre Geschichte zurückblicken. Die «verspätete Nation» (Helmuth Plessner) hat ihren Rückstand eindrücklich wettgemacht. Zwei grosse Herausforderungen sind zu bestehen. Innenpolitisch haben sogar die Sozialdemokraten erkannt, dass ihr Wohlfahrtsstaat nicht mehr finanzierbar ist. Der drohende Kollaps, der mit Abgabenerhöhungen hinausgeschoben wird, bedeutet eine enorme Belastung für den privaten Sektor. Es ist kein Zufall und für die Merkel-Regierung an sich ein Alarmzeichen, wenn jährlich noch immer bis zu 30 000 gut bis hervorragend qualifizierte Deutsche in die liberaler organisierte Schweiz abwandern.

Das Problem liegt darin, dass sich niemand an den Umbau herantraut. Als einer der wenigen unversehrten Traditionsbestände hat der deutsche Sozialstaat zwei Weltkriege und die Wiedervereinigung überlebt. Er ist, ähnlich wie die direkte Demokratie in der Schweiz, ein hochempfindlicher Strang der nationalen Identität. Reformen können, wenn überhaupt, nur mit grösster Behutsamkeit vorangebracht werden. Möglicherweise hat sich die CDU-Kanzlerin vor allem deshalb so stark nach links bewegt, um sich später mit mehr Rückendeckung den unvermeidlichen Sozialreformen zuzuwenden.

Aussenpolitisch entdeckt sich Deutschland neu als Mittelmacht. Noch immer stark verwurzelt im westlichen Bündnis, beginnt sich die BRD seit Schröder etwas freier zwischen den Blöcken zu bewegen. Obschon im bürgerlichen Lager heftig kritisiert, ist diese Strategie eigentlich gar nicht schlecht. Deutschland ist aufgrund seiner geografischen Lage geradezu prädestiniert, eine vermittelnde Rolle zwischen den Grossmächten einzunehmen. Mit Russland verbinden die Deutschen jahrhundertalte Beziehungen. Sie sind es sich als Kosmopoliten gewohnt, möglichst weitgefächerte Aussenbeziehungen zu unterhalten. Der Alarmismus der Amerikaner ist unberechtigt, wenn sich ihre deutschen Freunde ein paar Millimeter aus der Umarmung lösen.

Als Schweizer möchte man den Deutschen zum Geburtstag zurufen, sie sollten sich in Zukunft eher mehr als weniger an dem für ihre Finanzpolitiker so irritierenden Nachbarn im Süden orientieren. Nach ihrer grössten militärischen Niederlage, 1515 in Marignano, gaben die Eidgenossen alle aussenpolitischen Ambitionen auf und konzentrierten sich auf die Pflege ihres Wohlstands und ihres Staates. Es war die Stunde null der europäischen Grossmacht Schweiz und der Anfang des Kleinstaats in den Alpen, der sich mit Geschick zu einem der attraktivsten Standorte der Welt entwickelte. Deutschland als eine Art Magna Helvetia, liberal, stark in Wirtschaft und Wissenschaft, zurückhaltend bis abstinent, was das politische Eigengewicht in der Welt betrifft? Berlin sollte darüber nachdenken.



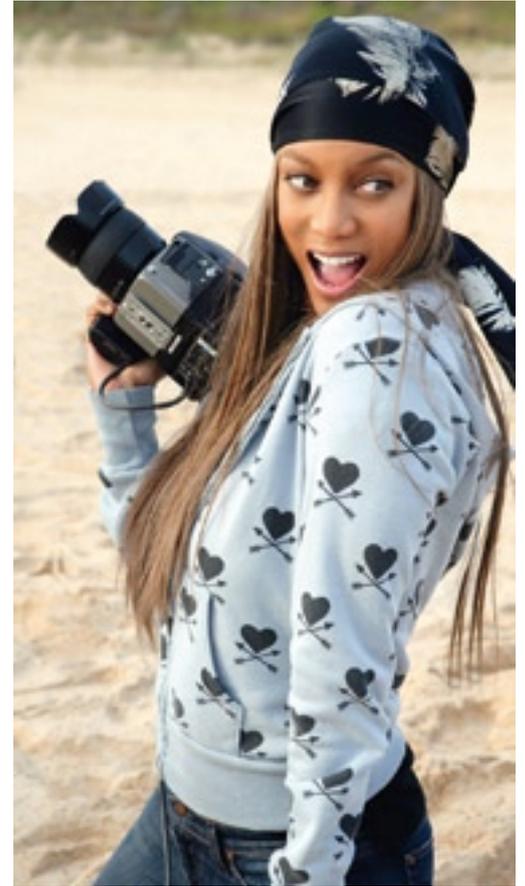
Skeptischer Mediziner: Chefarzt George. Seite 42



Reizfigur: GC-Manager Vogel. Seite 44



Blick für die Frau: Weisser-Fotografie. Seite 54



Neue Karriere: Moderatorin Banks. Seite 46

Aktuell

- [5 Editorial](#)
- [11 Kommentar Die eigentliche Seuche](#)
- [12 Das Zaffaraya-Prinzip](#)
Veranstaltet die Stadt Bern einen Architektur-Wettbewerb, gibt es mit Sicherheit eines zu gewinnen: Ärger
- [14 Automobilindustrie Fiats grosse Pläne](#)
- [15 Verkehrspolitik Stau in Zürich](#)
- [16 Schweiz Schon die Expo 2020 zu planen, ist ein Risiko](#)
- [18 Personenkontrolle Gross, Schawinski, Leuenberger](#)
- [18 Bundesanwaltschaft Hells Angels im Visier – ohne Delikt](#)
- [19 Die Deutschen Hurra, wir deeskalieren!](#)
- [19 Irak Die Zahl der zivilen Opfer ist tiefer, als behauptet](#)
- [20 11 Fragen an Lovebugs](#)
- [23 Wirtschaft Sollen Manager mit dem Privatvermögen haften?](#)
- [24 Mörgeli Kapitalistischer Antikapitalismus](#)
- [24 Bodenmann Toxischer Kapitalismus](#)
- [25 Medien Ein Stück aus dem Leben](#)
- [25 Wortkontrolle «Vier Stunden Schlaf reichen»](#)
- [26 Leserbrief](#)

Hintergrund

- [28 «Die trotzig Haltung – sie steckt den Deutschen im Blut»](#)
Gespräch mit dem Altertumsforscher Alexander Demandt über die deutsche Volksseele von Arminius bis heute
- [31 Was wir den Deutschen verdanken](#)
- [32 Diskreter Charme](#)
- [36 Die wichtigsten Deutschen](#)
- [40 Die Grosse Depression](#)
Beklemmende Parallelen zwischen 1930 und heute
- [42 «Diese Rechnung geht nicht auf»](#)
Cédric A. George über die Komplementärmedizin
- [44 Dem Theaterdirektor entgleiten die Fäden](#)
GC-Sportchef Erich Vogel wird dämonisiert und verkannt
- [46 Unternehmen Tyra](#)
Ex-Supermodel Tyra Banks macht als Talkmasterin Karriere
- [49 Zerzaustes Vogelnest](#)
Das Olympiastadion von Beijing droht zu zerfallen
- [50 Des Königs ärgster Feind](#)
Ex-Premier Thaksin Shinawatra stürzt Thailand ins Chaos
- [52 Nacht der Giganten](#)
Wrestling. Eine Nahbetrachtung
- [54 Diener der Weiblichkeit](#)
Otto Weisser schuf Ikonen der erotischen Fantasie



Handgravur der Schmetterlingsbrücke für das Kaliber 66

Die PanolInverse XL.

Kleine filigrane Details, mit größtem Fingerspitzengefühl kunstvoll graviert, machen diese Uhr zu einem unverwechselbaren Unikat. Ihr Handaufzugwerk Kaliber 66 ist feinste Mechanik, von Hand gefertigt in der großen Tradition der Uhrenmanufaktur Glashütte Original. Erfahren Sie mehr über uns unter www.glashuette-original.com.

Handwerkskunst.
Kunsth Handwerk.

Glashütte
ORIGINAL

HANDMADE IN GERMANY

BASEL: Gübelin, Freie Straße 27, Tel. (061) 2 61 40 33; **Kurz AG**, Freie Straße 39, Tel. (061) 2 69 60 60; **BERN:** Gübelin, Bahnhofplatz 11, Tel. (031) 3 10 50 30; **CRANS-MONTANA:** Boutique Tourbillon, Rue du Prado 6, Tel. (027) 4 80 47 74; **DAVOS PLATZ:** André Hirschi, Promenade 52, Tel. (081) 4 13 49 49; **GENÈVE:** Bijouterie Bader, Rue de la Confédération 11, Tel. (022) 3 11 70 76; **GÜBELIN:** 1, Place du Molard, Tel. (022) 3 10 86 55; **LAUSANNE:** Boutique Tourbillon, Place St-François 4, Tel. (021) 3 23 51 45; **LUGANO:** Boutique Tourbillon, Via Nassa 3, Tel. (091) 9 23 71 71; **GÜBELIN:** Via Nassa 7, Tel. (091) 9 23 78 01; **LUZERN:** Gübelin, Schweizerhofquai 1, Tel. (041) 4 17 00 21; **Kurz AG**, Weggisgasse 25, Tel. (041) 4 19 40 20; **MONTREUX:** Boutique Tourbillon, Fairmont Le Montreux Palace, Grand Rue 100, Tel. (021) 9 65 18 50; **SAMNAUN:** Zegg Watches & Jewellery, Einkaufszentrum Samnaun, Tel. (081) 8 61 90 03; **ST. MORITZ:** Boutique Tourbillon, Via Serlas 24, Tel. (081) 8 34 81 40; **GÜBELIN:** Palace Galerie, Tel. (081) 8 33 77 44; **WETZIKON:** SCHOLL, Bahnhofstrasse 111, Tel. (044) 9 30 03 88; **ZÜRICH:** Gübelin, Bahnhofstraße 36, Tel. (044) 2 21 38 88; **Kurz AG**, Bahnhofstraße 80, Tel. (044) 2 19 77 77



«Eine zweite sexuelle Befreiung»: Fernsehmacher Thoma. Seite 56

Interview

56 «Mein Gott, ihr versteht's nicht besser»

Helmut Thoma zum 25. Geburtstag seines Senders RTL über die skandalträchtigen Anfänge und die Zukunft von Fernsehen und Internet

Stil & Kultur

60 In der Gefahrenzone Modell Veruschka

62 Namen Von Miley Cyrus bis Sandra Naujoks

63 MvH Nicht mein Hotel

64 Im Gespräch Günter Wiegand, Geschäftsführer von Glashütte Original

65 Luxus En vogue mit Schwarz-Rot-Gold

66 Auto Ford Capri 1300

67 Objekte Digitales DJ-System Pacemaker

67 Wein Château Respide-Médeville Graves 2005

68 Bestseller

68 Alles Opfer

Der Status des Benachteiligtseins ist gewinnversprechend. Die Zahl derer, die sich diskriminiert fühlen, steigt ins Astronomische

70 Jazz Coleman Hawkins & Henry «Red» Allen

70 Film «Star Trek»

71 Literatur Die Anfänge der europäischen Kultur

72 Doppelpass Folge 24

74 Hochzeit Alexandra Grosskopf und Nicholas Rose

Autoren in dieser Ausgabe

Hans Zippert



Der Journalist und Buchautor war Chefredaktor des legendären Satiremagazins *Titanic*. Seine Kolumne «Zippert zappt» in der *Welt* wurde mit

dem Henri-Nannen-Preis ausgezeichnet. In dieser Ausgabe schreibt Zippert über den diskreten Charme der Deutschen und porträtiert herausragende Landsleute wie Helmut Schmidt.

Ruedi Leuthold



Der Reporter arbeitet für Blätter wie die *Zeit* und *Geo* und macht mit Beat Bieri Dokumentarfilme für SF. Bei Recherchen über die Modewelt in Brasilien lernte er den Erotikfotografen Otto Weisser kennen. Das

Porträt auf Seite 54.

www.weltwoche.ch

Digitales Archiv

Wir haben brisante Zeitabschnitte aus unserem Archiv digitalisiert. *Weltwoche*-Abonnenten können eine Vielzahl von Ausgaben im Volltext durchsuchen und 1:1 als PDF herunterladen. Kein Abo? Blättern Sie in unseren Ansichtsexemplaren, zum Beispiel von 1968, 1945 oder vom 17.11.1933 (Ausgabe 1).
www.weltwoche.ch/historisch

Weltwoche zum Hören

Professionelle Sprecher lesen ausgewählte Artikel. Diesen Monat:

- Kolumnen von Peter Rüedi (Wein) und Mark van Huisseling
- «Bis dass das Bett euch scheidet»: Beatrice Schlag über Schlafsitten
- «Basler Aromatherapie»: David Schnapp über das «Stucki»

www.weltwoche.ch/audio

Platin-Club

Spezialangebot: 20 % Rabatt auf Tickets für das Konzert «RAIN – A Tribute To The Beatles»
Verlosung: Gewinnen Sie 25 × 2 Karten für Helge Schneiders «Wullewupp Kartoffelsupp?»
Leserreise: Weltwoche-Expertenreise nach Berlin mit Roger Köppel. Jetzt buchen!
Produkt des Monats: 22 % Rabatt auf den FullHD-Projektor Sanyo PLV-Z700 (Fr. 1389.– statt Fr. 1799.–)
Mehr auf www.weltwoche.ch/platinclub



open your mind.

Warten Sie mit dem Cabrio nicht bis zur Midlife-Crisis.

Das günstigste Cabrio der Schweiz steht Ihnen bereits heute offen.

www.the-smart-class.com

Geniessen Sie im smart cabrio unterwegs Ihre Freiheit. Neben den klassischen Vorteilen wie kleinstem Verbrauch, minimalem CO₂-Ausstoss, Parkplatzgarantie, micro hybrid drive und bester Preisleistung profitieren Sie jetzt auch von unseren Ausstattungspaketen mit bis zu CHF 1780.-* Preisvorteil und einem attraktiven 4,9 %** Leasing.

Erleben Sie den smart bei einer Probefahrt in Ihrem smart center.

>> 10 Jahre Gratis-Service und 3 Jahre Garantie, beides bis 100 000 km.



* Kumulierter Preisvorteil mit der Line pulse bei Kombination der 3 Pakete „activity“, „easy drive“ und „premium“. Aktion gültig bis Fahrzeugproduktion Juni 2009. ** smart fortwo cabrio mhd pulse, 2 Türen, 52kW/71PS, 999 cm³, Energieeffizienzklasse A, CO₂-Emissionen: 106 g/km (Durchschnitt aller Neuwagenmodelle in der Schweiz: 204 g/km), Treibstoffverbrauch gesamt: 4,5 l/100 km, Barkaufpreis CHF 20 800.-, 1. Leasingrate mind. 10%, Laufzeit 36 oder 48 Monate, effektiver Jahreszins 5,01%. Diese Leasingaktion gilt für alle smart Neuwagen bei Vertragsabschluss bis 30.06.2009, obligatorische Vollkaskoversicherung nicht inbegriffen. Mercedes-Benz Financial Services Schweiz AG gewährt keine Finanzierung, falls diese zu einer Überschuldung des Leasingnehmers führen kann.

Kommen Sie auf unsere Seite.

Ist es nicht Zeit für eine berufliche Vorsorge,
die Sicherheit und Rendite kombiniert?



Sicherheit und Rendite / Berufliche Vorsorge

Mit Dual Invest bieten wir Ihnen eine berufliche Vorsorgelösung, die Renditepotenzial mit komfortabler Sicherheit kombiniert. Dabei wird ein Vermögensteil sicherheitsorientiert angelegt und der aktuell gültige BVG-Zinssatz wird garantiert. Der andere Vermögensteil wird von Anlagespezialisten renditeorientiert investiert. Wir beraten Sie gerne persönlich unter 0800 809 809 oder axa-winterthur.ch

Die eigentliche Seuche

Von Kai Michel — Die Schweinegrippe verläuft glimpflich, die Todeszahlen waren stark übertrieben. Nun werden neue Schreckensszenarien entworfen. Der Alarmismus gerät zur Gefahr.



Höchste Zeit, sich zu entspannen: Grippe-Bekämpfung in Mexiko.

Die ersten Meldungen liessen Schlimmstes befürchten. Am 25. April wurden über sechzig Opfer der Schweinegrippe in Mexiko gemeldet. Zwei Tage später hatte sich die Zahl der Toten fast verdreifacht. Und schien sich das neue Virus eben erst in Richtung USA aufzumachen, da wurde bereits seine Ankunft in Europa gemeldet. Seither überbieten sich die Länder mit neuen Verdachtsfällen. Allerorten tagen Krisenstäbe, Epidemiologen bevölkern Talkshows, jeder, der sich etwas mit Influenza auskennt, kommt zu Wort. Die Universitäten verschicken Expertenlisten, damit den Medien der Vorrat an Fachwissen nicht ausgeht.

Wenn die Katastrophenbewältigungsmaschinerie einmal angelaufen ist, lässt sie sich kaum stoppen. Und wir verfolgen das aufgeregt: «Die Weltuntergangsstimmung durch scharfe Analysen ins allgemeine Bewusstsein zu heben und sie gleichzeitig auch noch zu geniessen, gehört zu den Lieblingsbeschäftigungen des Menschen von heute», konstatierte der Publizist Friedrich Sieburg schon vor fünfzig Jahren. Der Alltag mit seinen Problemen sei langweilig. «Niemand soll uns um unsere Krise bringen!» Auch hierzulande werden die Gesichtsmasken knapp.

Gute Meldungen dringen da kaum durch. Just an dem Tag, als der erste Todesfall ausserhalb Mexikos vermeldet wurde – ein mexika-

nisches Kleinkind in Texas –, korrigierten die mexikanischen Behörden die Zahl der Grippe-toten drastisch nach unten. Bis heute zählt die Weltgesundheitsorganisation (WHO) insgesamt 26 Tote. Der Krankheitsverlauf ist mild und mit der normalen Grippe zu vergleichen. Kerry F., der einzige Schweizer Fall, hat das Spital wieder verlassen. Der Höhepunkt der Grippe-Epidemie sei überschritten, sagt Mexikos Gesundheitsminister José Angel Córdova. Die Schulen werden wieder geöffnet.

Höchste Zeit also, sich zu entspannen – und die Frage zu klären, warum die Menschen nur in Mexiko starben und wie sehr die Gesundheitsvorsorge dort verantwortlich ist. Das tun die wenigsten. Es regiert der Konjunktiv. Das Virus könnte jetzt mutieren, warnen Experten. Es könnte in Asien gefährlich werden, wo es zu einer Vermischung mit dem Vogelgrippevirus kommen könnte. Es könnte aber auch auf der Südhalbkugel, wo bald die Grippe-saison anfängt, so richtig grassieren. «Wir hoffen zwar, dass das Virus sich totläuft», sagte Margaret Chan, Direktorin der WHO, am Montag der *Financial Times*. Doch eine zweite Schweinegrippe-Welle könnte jederzeit «mit aller Macht» zuschlagen. Die Spanische Grippe habe im Frühjahr 1918 auch erst milde begonnen, so Chan, um im Herbst umso tödlicher zurückzukehren.

Natürlich kann das Influenza-Virus A/H1N1 mutieren. Das aber können auch andere Viren rund um den Globus. Natürlich ist H1N1 nicht zu unterschätzen: Es ist ein neues Virus, das die Hürde genommen hat, sich von Mensch zu Mensch zu verbreiten. Gerade deshalb sollte man Ruhe bewahren; und nicht immer auf die Spanische Grippe mit ihren vielen Millionen Toten verweisen: Damals lag die Welt wegen des Weltkriegs danieder, und man hatte keine Ahnung vom Erreger. Das ist Panikmache ausgerechnet in dem Moment, da sich die Frage aufdrängt, ob die heutige Aufregung in dieser Dimension gerechtfertigt ist.

Klar ist: Die Hysterie um die Schweinegrippe hätte nie diese Ausmasse angenommen, wenn von Anfang an mit den realen Todeszahlen operiert worden wäre. So aber entstand ein Hype, der bis in die Schweizer Kinderhorte schwappte, wo man mit dem Argument zum Händewaschen angehalten wird, dass man sonst die Schweinegrippe bekomme.

Alles nur ein Probealarm

Das hat ja was Gutes, möchte man sagen. Tatsächlich ist immer wieder von Expertenseite zu hören: Selbst wenn sich die Schweinegrippe als glimpflich erweist, war das Ganze eine wichtige Übung. Ein Probealarm sozusagen. Denkt man an die peinlichen Fehler, die dabei allein in der Schweiz passierten (der einzige Infizierte wird nach Hause geschickt; im Zug explodiert eine Erregerprobe), ist man versucht zuzustimmen. Aber dies ist keine Zivilschutzübung. Und schon gar kein Probealarm – viel eher ein falscher. Und um dessen Gefahr weiss die Menschheit, seit der Fabeldichter Äsop darauf hingewiesen hat: Wer wie der Schafe hütende Junge aus Langeweile so oft «Der Wolf!» schreit, bis niemand mehr zu Hilfe eilt, sollte sich nicht wundern, alleine dazustehen, wenn der Wolf tatsächlich kommt.

BSE, Sars, Vogelgrippe – welche Aufregung! Gestorben ist hierzulande niemand. Man darf die Menschen nicht zu oft in Alarmzustand versetzen, schon gar nicht dauerhaft. Die Welt ist kein Experimentierfeld für Gesundheitsbürokraten. Es geht um reale Ängste und reale Entscheidungen. Wenn jetzt die Produktion für einen Impfstoff gegen H1N1 mit Volldampf anlaufen sollte, wird es im Winter an einem Mittel gegen die saisonale Grippe mangeln (die jährlich 200 000 Leben weltweit und etwa 800 in der Schweiz fordert). Dabei wird der neue Impfstoff bei einer oft beschworenen Mutation des Virus womöglich gar nicht helfen.

Die grösste Gefahr ist also nicht, dass die Viren Resistenzen gegen Tamiflu ausbilden, sondern dass die Menschen selbst resistent werden. Bei der nächsten Vogel-Schweine-oder-Maus-Grippe werden viele dem Rummel keine Beachtung mehr schenken und, falls sie sich denn anstecken, nicht zum Arzt gehen. Das erst wird die Grippe effektiv verbreiten. ○

Das Zaffaraya-Prinzip

Von Urs Paul Engeler — Veranstaltet die Stadt Bern einen Wettbewerb, gibt es mit Sicherheit eines zu gewinnen: Ärger. Der neuste Willkür-Akt mit landesweiter Strahlkraft findet im alten Progymnasium («Progr» genannt) und an der Urne statt.



Je illegaler, desto feuriger die Unterstützung: altes Progymnasium in Bern.

Wer sich in der Bundesstadt pflichttreu ans Recht hält, der zahlt, und dies nicht zu knapp. Wer es «alternativ» verletzt, wird geschützt, gehätschelt, subventioniert, und zwar urban-generös. Die Berner Faustregel lautet: je illegaler, desto feuriger die Unterstützung.

Das ist seit 1985 so, als jugendlich bewegte Chaoten im Marziliquartier wild eine Hütten-siedlung namens «Freies Land Zaffaraya» errichteten. Dank mehrfacher grosszügiger Umzugshilfen («strategische Leitung der Verlegung») aus der öffentlichen Kasse residieren die Stadtzigeuner zurzeit auf Bundesgrund beim Autobahnzubringer Neufeld, völlig illegal und gänzlich unbehelligt. Heute machen die alt gewordenen Alternativen schon «wohl erworbenes Recht» geltend, was von Stadtpräsident und «Zaffaraya»-Schirmherr Alexander Tschäppät (SP) ausdrücklich anerkannt wird.

Subventionierte «Zwischennutzer»

Im gleichen Zeitraum wucherte die autonome Zone «Reitschule» beim Bahnhof zu einem von der Stadt jährlich mit mehreren hunderttausend Franken finanzierten multifunktionalen Areal für Links- und Radikalkultur. Die «Reitschule» dient nach Demonstrationen und nach 1.-Mai-Umzügen zudem als sichere Schutzburg für polizeilich verfolgte Randa-

lierer aus dem berüchtigten «schwarzen Block» und (auf dem Vorhof) als beliebter und überregional frequenter Drogenumschlagplatz.

In einer anderen Liegenschaft, nahe beim schönen Rosengarten, hatte sich eine alternative kulturelle «Paradisli»-Gruppe festgekrallt. Nach erbitterter juristischer und politischer Opposition haben die «Zwischennutzer», deren «Experimentierfeld» vom örtlichen Kulturkuchen integral unterstützt wird, das verlotternde Bauernhaus zwar räumen müssen. Umgebaut werden kann indes noch immer nicht: Rot-Grün blockiert jede sinnvolle Modernisierung.

Der neuste Verstoß gegen Recht und Treu und Glauben, der nun auch auswärtige Investoren schockiert, findet an bester Berner Lage und (eventuell) am 17. Mai an der Urne statt. Im ehemaligen Progymnasium am zentralen Waisenhausplatz, «Progr» genannt, haben sich wieder «Zwischennutzer» eingenistet: um die hundert Gegenwartskünstler, die in hochsubventionierten Ateliers diskutieren, kreieren, Tangokurse anbieten und politisieren. Ende Juli mussten sie die Werkstätten, die mit Werk- und anderen Beiträgen aus Steuergeld mitfinanziert werden, verlassen – juristisch definitiv, politisch also theoretisch.

Denn Verträge und andere Abmachungen haben in der Bundesstadt nur relative Gültigkeit, selbst wenn die Verfahren ganz ordentlich eingeleitet werden. Vor zwei Jahren startete die Stadt einen breit angelegten Wettbewerb, um das stattliche und denkmalgeschützte klassizistische – allerdings renovationsbedürftige – Gebäude mitten in der Stadt einer «nachhaltigen, attraktiven und wirtschaftlich tragbaren Neunutzung» durch Private zuzuführen. Als Präsident der vielköpfigen Polit-, Kultur- und Planungsjury amtierte, assistiert vom früheren Zürcher Stadtpräsidenten Josef Estermann (SP), Berns Stadtpräsident Tschäppät höchstpersönlich. Über zehn Teams reichten ihre Vorschläge ein; den Zuschlag erhielt Anfang 2008 das Projekt «Doppelpunkt», entwickelt durch Berner Büros, finanziert durch die Zürcher Immobilienfirma Allreal, die bereits rund eine Million Franken investiert hat.

Nachspiel mit Getöse

Die Sieger wollen den alten «Progr» mit einem Mix aus Kultur mit öffentlich zugänglichen Räumen für Veranstaltungen, Bildung (Neue Mittelschule Bern) und Gesundheitszentrum beleben. Insgesamt sollen für die Sanierung und Umgestaltung rund 25 Millionen Franken aufgebracht werden. Tschäppät feierte die Entscheidung der Jury denn auch als «gläubwürdig nachgewiesene attraktive und publikumsorientierte Neunutzung, welche dessen heutige städtebauliche und architektonische Qualitäten übernimmt und stärkt». Auch preislich sei die Offerte «gut, ausführlich dokumentiert und nachvollziehbar». Kritik wurde keine laut, und so nahm das Geschäft vorerst einen korrekten Verlauf: Die Stadtregierung legte gegen Ende 2008 dem Parlament diesen Antrag vor.

Nun sind Künstler, vor allem wenn es sich um alternative Gegenwartsgestalter handelt, offenbar eher unflexible und egoistische Menschen, die sich nicht aus ihren verbilligten «Progr»-Räumen bewegen wollen. Am offenen Wettbewerb mit klaren Regeln und Vorgaben mochten sie sich nicht beteiligen, dafür inszenierten sie mit Getöse ein Nachspiel, das den langwierigen Prozess zur Farce macht. Kurz vor der Beratung im Stadtrat warteten die «Zwischennutzer» mit einer vage skizzierten «Alternative» auf – und tatsächlich stoppte das rot-grün dominierte Parlament das Geschäft, damit die späten Querulanten

ihre Obstruktions-Ideen (auch finanziell) konkretisieren konnten.

Das konnten die Querschläger zwar nicht, wie die Analyse einer städtischen Arbeitsgruppe vom 19. Januar zweifelsfrei belegt: Es liegt kein Ausführungsprojekt vor, es gibt keine Pläne, und die Finanzierung besteht zum grossen Teil aus (anonym abgegebenen!) Spenden-Versprechen, einer Hypothekarzusage der Grossbank Credit Suisse (CS) und der Idee einer möglicherweise noch zu gründenden Stiftung. Die Renovationsvorstellungen bewegen sich auf dem Niveau, wonach allenfalls Lehrlinge im Rahmen eines (öffentlich finanzierten) «Forschungsprojektes» die geschützte Fassade sanieren könnten. Befürchtungen, dass der «Progr» so zu einer dauersubventionierten Künstlerkolonie und gar zu einer zweiten «Reitschule» verkommen werde, konnten nicht ausgeräumt werden.

Investorenschreck

Solchen Abstrusitäten und Aussichten zum Trotz setzte das Parlament sich nach zwei Jahren Planung innert Tagen kurzerhand über alle Treupflichten hinweg. Es legt den Stimmbürgern nun beide Varianten vor und behauptet wider alle Fakten, diese seien gleichwertig. Zudem gibt es gar dem dubiosen Alternativprojekt, das die Bedingungen nicht erfüllt, den Vorzug.

Stadtpräsident und Jury-Chef Tschäppät, der «sein» Siegerprojekt noch in den höchsten Tönen gerühmt und früher auch stets beteuert hatte, dass die Künstlerbelegung nur «eine Zwischenlösung» sei, hat seinen Hals ebenfalls gewendet und macht munter Propaganda für die wilde Aktion: «Eine tolle Sache.» Solide Beamte, die sich für den rechtmässigen Wett-



«Eine tolle Sache»: Tschäppät.

bewerbsgewinner aussprechen, dürfen sich öffentlich nicht mehr äussern.

Inzwischen beschäftigt das Chaos bereits Gerichte und Rekursinstanzen, die Beschwerden gegen das willkürliche Vorgehen des Parlaments und gegen die unwahren Angaben im Abstimmungstext zu prüfen haben. Gut möglich, dass am Abend des 17. Mai nach Auszähl-



«Wohl erworbenes Recht»: «Zaffaraya».

lung der Stimmen noch kein definitiver Entscheid gefallen ist. Je nach Ergebnis sind auch finanzielle Forderungen zu gewärtigen.

Den Schaden hat die Stadt Bern allerdings bereits auf sicher. Ein Wort, so das Fazit, hat in der Bundesstadt mittlerweile keinen Wert mehr. Wer nach dem Spiel Regeln und Kriterien ändert, wer sämtliche Teilnehmer eines öffentlich ausgeschriebenen Architektur- und Planungswettbewerbs an der Nase herumführt und lächerlich macht, wer Handstreich den politischen Segen erteilt, ist ein unglaublicher Partner und muss jeden (auswärtigen) Investor nachhaltig abschrecken.

Provinzieller Slogan

Das allerdings hat im Zaffaraya-Bern bereits Tradition und ist womöglich gar beabsichtigt. Die von Tschäppät als «toll» gefeierte Künstlerinitiative wirbt denn auch mit einem provinziellen Slogan, der im engstirnigen Bern stets seine Resonanz findet: «BÄÄRN oder ZÜÜÜRI?». Dass die (auch in Bern ansässige und aktive) «Doppelpunkt»-Investorin Allreal-Gruppe ihren Hauptsitz in Zürich hat, gilt in der rot-grünen Stadt vielen als Rechtfertigung des Wortbruchs.

Die Schweiz wird dieses Signal zu deuten wissen.

Theater

Staatskörper

Von Wolfram Knorr — In Luzern inszeniert Samir ein Stück über den Zwang zur Gesundheit.

Was ist Gesundheit? Und wie misst man sie? Mit Verboten (Rauchen, Alkohol, laute Musik usw.) sowie mit der Pflicht zur Prävention. Das Wohl des Einzelnen kommt damit zwar nicht ins Blickfeld, dafür die sogenannte Volksgesundheit. Und die ist wichtig für die Krankenkassen, die Politik, die Wirtschafts- und Medizinverbände. Mitunter beschleicht einen der Verdacht, dass der Vorsorgestaat unter dem Deckmantel der Gesundheit totalitär werden könnte. Heilung ist oft schmerzhaft: Die Spritze macht aua, der Saft würg, das Jogging röchel. Mit der quasi diktatorischen Eliminierung von Freiheitsrechten im Namen der Volksgesundheit ist es ähnlich: Auch sie tut weh.

Um solche aktuellen Zusammenhänge geht es im Bühnenstück «Corpus Delicti» der deutschen Schriftstellerin Juli Zeh (34), das an diesem Wochenende im Luzerner Theater seine Schweizer Erstaufführung erlebt. In einer aseptischen Zukunftsgesellschaft ist der Vorsorge- zum Entmündigungsstaat degeneriert und bestraft jeden, der den Forderungen von Hygiene und Fitness nicht nachkommt. Mia Holl, eigentlich angepasst, wird durch den Selbstmord ihres Bruders Moritz, der sich der Gesundheitszurichtung widersetzt, renitent. Sie schliesst sich der Widerstandsbewegung RAK (Recht auf Krankheit) an und steht nun vor Gericht. Statt der Todesstrafe ist das Einfrieren auf unbestimmte Zeit die Höchststrafe. Um die Zurichtung des privaten Körpers in einen Staatskörper geht es in dem fulminanten Gerichtsstück, das allerdings ein Manko hat: Zehs Figuren wirken wie etwas emotionsarme Thesensträger. Von einem hedonistischen Gegenentwurf zum lustlosen Gesundheitsdiktat ist wenig zu spüren.

Samir, Schweizer Filmproduzent und -regisseur («Snow White»), hat das Stück für die Erstaufführung radikal eingedampft und mit einigen effektvollen filmischen Einfällen versehen, vor allem mit ästhetischen Anleihen des Science-Fiction- und Horror-Genres. Sie vermitteln dem Zuschauer einige wuchtige Effekte. Das Bühnenbild als kalter Raum aus Glas und Plastik, in gefrierendes Licht getaucht, hat theatralische Faszinationskraft. In Luzern wird die Schreckensvision einer Gesundheitsdiktatur erfahrbar, wie sie auch ausserhalb des Theatersaals um sich greift.

Corpus Delicti. Luzerner Theater. Premiere 8.5. Podiumsdiskussion mit Juli Zeh, «Gesundheit als Vision», 9.5., 15 Uhr.

In jedem Fall ein Sieg

Von Carmen Gasser und René Lüchinger — Sergio Marchionne will mit Staatsgeldern die kriselnden Automarken Fiat, Chrysler und Opel vereinigen. Gut für ihn, schlecht für den Steuerzahler.



«Meister des Troubleshooting»: Fiat-Chef Marchionne.

Sergio Marchionne fuhr nicht vor. Der Fiat-Chef schwebte hinein im silbergrauen Maserati Quattroporte S mit Berliner Kennzeichen, als er vergangenen Montag beim deutschen Wirtschaftsminister aufkreuzte. Im Gepäck einen Plan, der seinen persönlichen Ambitionen angemessen erscheint und zur Gesundung der amerikanisch-europäischen Automobilindustrie führen soll. Der US-Autobauer Chrysler soll mit der europäischen Automarke Opel, die der ebenfalls amerikanischen General Motors (GM) gehört, sowie der italienischen Fiat verschmolzen werden. Marchionne würde durch eine derartige *mariage à trois* zum Chef des nach Toyota weltweit zweitgrössten Automobilherstellers mit knapp sechs Millionen jährlich verkauften Automobilen und über 300 000 Angestellten aufsteigen.

Sergio Marchionne liebt grosse Zahlen, grosse Zahlen liebt auch die Börse, und deshalb hüpfte der Börsenkurs der Fiat-Aktie um acht Prozent in die Höhe, kaum war Marchionne aus Berlin wieder davongebraust. Dort hatte er dem deutschen Wirtschaftsminister Karl-Theodor zu Guttenberg zu seinem Plan immerhin den Kommentar «interessantes Konzept» abgerungen. Marchionne weiss, dass er ohne die Zustimmung der deutschen Politik die nationale Auto-Ikone Opel nicht unter seine Haube zwingen kann.

Auch wenn Marchionne seinen Plan anpreist als «Hochzeit, geschlossen im Himmel», die Börsianer in diesen aktuellen Krisenzeiten endlich wieder einmal etwas zu jubeln haben und die deutsche Politik die Opel-Werke mit 25 000 Mitarbeitern allein in Deutschland lieber heute als morgen aus dem schlingernden GM-Konzern herausgelöst hätte, sollte der nüchterne Blick auf die Realitäten nicht verlorengelassen werden. Dieser fördert zwei Befunde an den Tag. Der erste: Der Deal wäre gut für Marchionne. Der zweite: Der Deal wäre nicht gut für den Steuerzahler in Amerika und Europa, und auch nicht gut für eine Branche, in der massive Überkapazitäten herrschen.

Marchionne steht an einem Wendepunkt seiner Managerlaufbahn. Seit der Italo-Kanadier 1994 durch eine Firmenübernahme bei der damaligen Alusuisse Lonza als Finanzchef gelandet war, kannte er im Grunde nur eine Richtung in seinem Berufsweg: steil nach oben. 1997 wurde er CEO der Alusuisse, später Chef des Chemiekonzerns Lonza, 2002 CEO des Genfer Warenprüfers SGS, und seit Juni 2004 ist er Chef der Fiat S.p.A. in Turin. Und wer immer seinen Berufsweg kreuzte, sieht viel Licht, aber auch Schatten. «Ein Meister des Troubleshooting», sagt etwa Christoph Blocher, seinerzeit Aktionär bei Alusuisse Lonza, «er schaffte es aber nicht, den Kunststoffbereich

zu verkaufen.» Charisma und Durchschlagskraft erkennt der ehemalige SGS-Präsident Max Amstutz bei Marchionne, aber auch eine gewisse Kritikunfähigkeit und Arroganz. «Er ist», sagt Amstutz, «kein nachhaltiger Manager auf eine lange Zeit.»

Einen «gewissen Déjà-vu-Effekt» über der Karriere des Sergio Marchionne ortet selbst die *Financial Times* über all die Jahre seit seiner Zeit bei Lonza und kritisiert unter anderem dessen Hang, von ihm selber installierte Nachfolger nach kurzer Zeit im Regen stehenzulassen. Selbst seine grössten unternehmerischen Erfolge lassen sich in diesem Lichte in gewissem Masse relativieren. Bei der Lonza fokussierte er das Unternehmen auf die Biotechnologie – eine Strategie, welche bereits von seinem Vorgänger initiiert worden war. Bei der SGS verhalf ab dem Jahr 2002 eine anziehende Branchenkonjunktur zu Erfolgszahlen im ehemals schlingernden Unternehmen.

Und bei Fiat? Bevor er kam, häufte der Autobauer innert vier Jahren 8,5 Milliarden Euro Verluste an und hatte vier Chefs verschlissen. In Marchionnes erstem Jahr in Turin summierte sich der Verlust noch auf 1,6 Milliarden Euro, 2007 resultierte ein Gewinn von 1,1 Milliarden. Vorab mit Retro-Kleinmobilen aus der neuformierten Kreativabteilung spielte er das Geld ein. Doch nun ist Krise, das Bare sprudelt nicht mehr, und jetzt stechen die Schwachstellen im System Marchionne umso deutlicher ins Auge. Nach dem ersten Quartal des Jahres klaffte ein Loch von 410 Millionen Euro in der Kasse, die Verschuldung schnellte im gleichen Zeitraum um eine Milliarde auf 6,6 Milliarden Euro in die Höhe, und es rächt sich nun auch, dass es Marchionne mit Fiat nie wirklich gelungen ist, in dem Segment der grösseren und margenstärkeren Automobilklassen Fuss zu fassen.

Eins zu null für Italien

Nun braucht er Bares, um mit Fiat zu überleben. Sergio Marchionne hofft es dort zu erhalten, wo es ein überzeugter Marktwirtschaftler nie fordern sollte: vom Staat. Von Deutschland fordert er Staatsgarantien von bis zu sieben Milliarden Euro. Von Chrysler weiss er, dass Washington die staatlichen Schatullen bereits geöffnet hat, und auch General Motors hängt längst am Geldtropf der Obama-Regierung. Noch selten hat ein Topmanager eine Krise nationaler Prestige-Industrien derart punktgenau zu nutzen versucht, um sein eigenes klammes Unternehmen auf Kosten ausländischer Steuerzahler wieder liquide zu machen. «Fiat/Opel», lässt Marchionne bereits verlauten, klinge in seinen Ohren als Name einer so wiedererstandenen europäischen Automobilindustrie ausnehmend schön. Und es klingt wie im Fussball – eins zu null für Italien. Das ist, wenn Deutschland im Spiel ist, in italienischen Ohren in jedem Fall ein Sieg. ○

DUFT *des* SCHNEES

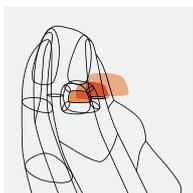
von
308 CC



3 JAHRE ODER 100 000 KM¹



¹Service. Ersatz von Verschleissteilen (exkl. Öl und Bremsflüssigkeit) und Peugeot-Assistance für 3 Jahre oder 100000 km (es gilt das zuerst Erreichte). ²Serienmässig ab Version Platinum. ³Peugeot 308 CC Sport 1.6 VTi 120 PS, CHF 36 500.-. Abgebildetes Fahrzeug: Peugeot 308 CC Platinum 1.6 Turbo 150 PS, inkl. Option Perlmutter-Lackierung, CHF 44 350.-.



AIRWAVE-NACKENHEIZUNG²

Die innovative Airwave-Nackenerwärmung ist in den vorderen Kopfstützen integriert und umhüllt Nacken und Kopf mit warmer Luft. Erleben Sie es selbst bei einer Probefahrt. Übrigens: Der neue Peugeot 308 CC beschert Ihnen bereits ab CHF 36 500.-³ ein besonderes Fahrvergnügen – das ganze Jahr hindurch.

Neuer
308 CC

OFFEN FÜR JEDE JAHRESZEIT.



Lovebugs

Die Basler Band singt für die Schweiz am Eurovision Song Contest in Moskau. Sie liebe melodiöse Musik, rechne sich keine grossen Chancen aus und erfülle sich mit der Teilnahme einen Bubenraum.



«Wir sind nicht DJ Bobo»: die Lovebugs mit Sänger Sieber (M.) und Gitarrist Rechberger (l.).

Wie würden Sie einer Russin Ihren Sound beschreiben?

Thomas Rechberger: Ich würde sagen, dass wir eine Alternative-Pop-Band sind, die es seit fünfzehn Jahren gibt und die zehn Alben veröffentlicht hat. Wenn diese Ausländerin gerne melodiöse Gitarrenmusik hört, dann wird sie unseren Sound wahrscheinlich mögen.

Wie kommt man auf die Idee, professionell Popmusik machen zu wollen?

Adrian Sieber: Angefangen habe ich als Schlagzeuger. Ich ging das sehr ernsthaft an und besuchte die Jazzschule. Später entdeckte ich das Songwriting. Ich war überrascht, wie leicht es mir fiel, mich mit ein paar Gitarrenakkorden und einer Melodie auszudrücken. Es war die Zeit von Nirvana oder Lemonheads, die ohne grosse technische Fertigkeiten tolle Musik machten.

Nirvana und Lemonheads sind amerikanische Bands. Lovebugs aber drückte man schon bald den Britpop-Stempel auf.

Sieber: Britpop hat uns sicher geprägt, aber auch lokale Bands wie Chain of Command oder Trashcats waren wichtig für uns. Daneben hat man uns halt oft in die Schublade gesteckt, die gerade offen stand. Worin sich die Hilflosigkeit derjenigen spiegelt, die uns von Berufs wegen einordnen müssen.

Rechberger: Alles, was nicht eindeutig Rock ist und trotzdem einen Gitarren-Drive hat, erhält alle fünf Jahre einen neuen Namen. Das könnte man als unser Problem bezeichnen.

Sie bezeichnen sich als Gitarren-Popband. Die Kritik an Ihrem angeblich weichgespülten Sound – basiert sie auf dem Missverständnis, Lovebugs sei eine Rockband?

Sieber: Wir sind halt extrem melodieverliebt und finden somit automatisch im Popkon-

text statt. Live kommt allerdings noch eine ordentliche Portion Energie hinzu.

Gibt es nicht ein Schweizer Rockproblem? Eine Art Hemmung?

Sieber: Wenn der Schweizer Rock ein Problem hat, dann in meinen Augen einzig, dass er in einem winzigen Markt stattfindet und dies wiederum seine Budgets und Verbreitungschancen verkleinert.

Wie gross sind die Lovebugs in der Schweizer Szene? Wie stehen sie etwa im Vergleich zu Züri West da?

Sieber: Natürlich verkaufen wir in der Schweiz nicht so viele Alben wie Züri West, aber weil wir ein internationales Publikum erreichen, setzen wir im Grossen und Ganzen wahrscheinlich mehr ab. Aber da steht keine Strategie dahinter – wir machen einfach den Sound, den wir wollen!

Dennoch trifft die Band Entscheidungen.

Sieber: Ja, natürlich. Zum Beispiel, welcher Song als nächste Single veröffentlicht werden soll. Und diese Entscheidung ist natürlich immer die falsche (*Gelächter*).

Auch diejenige, am Eurovision Song Contest teilzunehmen? Wie kam es dazu?

Sieber: Ich verfolge den Contest schon seit Jahren mit seltsamer Faszination. Ich denke dabei immer: Da ist diese riesige Plattform, da werden Songs präsentiert – aber weshalb kommt keine Musik wie die unsere vor? Und jetzt haben wir diesen starken Song, mit dem wir sehr viele Menschen erreichen können.

Welche Chancen rechnen Sie sich aus?

Sieber: Keine sehr grossen. Wir gehen nicht davon aus, dass wir das Finale erreichen. Aber selbst wenn wir ohne Punkte nach Hause kommen, bedeutet das noch lange nicht, dass niemandem unsere Musik gefallen hat.

Dennoch wird Ihnen die Schweiz ein schlechtes Abschneiden übelnehmen. Da stellt sich der WM-Effekt ein.

Rechberger: Mit der Rolle als Aussenseiter können wir gut leben. Wir sind nicht DJ Bobo, dem alle ein gutes Abschneiden vorausgesagt hatten und der dann trotzdem ausschied. Wir kommen ohne halbnackte Tänzerinnen, stehen hin und spielen unseren Song. Uns war klar, dass für Moskau keine Ballade oder ein speziell für den Contest geschriebenes Lied in Frage kommt. Es musste der Song sein, der für uns am meisten mit den heutigen Lovebugs zu tun hat. Wir erreichen dort ein Millionenpublikum, das ist für uns entscheidend.

Der Traum vom Erfolg im Ausland ist noch nicht ausgeträumt?

Sieber: Es ist einfach toll, auch mal in England, Deutschland, Taiwan oder eben Russland spielen zu können. Wir erfüllen uns hier einen Bubenraum.

Die Fragen stellten **Albert Kuhn** und **Martin Söhnlein**.

Wie die Verdecard nachhaltige Projekte unterstützt

Coop engagiert sich seit Jahren aktiv für Mensch und Umwelt; jetzt auch mit der Coop Verde American Express.



Fotos: photocase, WWF Schweiz, Keystone

Projekte zum Schutz des Wassers stehen vorerst im Vordergrund.

Innovation und Nachhaltigkeit gehören bei Coop eng zusammen. Denn für ein wirksames Engagement für Ökologie und Ethik sowie zur Lösung der grossen Umwelt Herausforderungen braucht es immer wieder neue Ideen; wie z.B. die Coop Verde American Express, bei der ein Teil des Umsatzes an nachhaltige Projekte geht. Im Fokus steht in einer ersten Phase eine Zusammenarbeit mit dem WWF Schweiz zum Schutz des Wassers in der Schweiz und im Mekonggebiet.

In den letzten 40 Jahren wurde weltweit mehr als die Hälfte aller natürlichen Gewässer zerstört. Sauberes Wasser wird zunehmend ein knappes Gut. Wasser ist aber überlebenswichtig. Wasser ist die Grund-



Jetzt mitmachen

0,5% des Umsatzes*, den Sie mit der Verdecard machen, fliessen in nachhaltige Projekte; zusätzlich für jede bis zum 31.12.2009 neu ausgestellte Hauptkarte CHF 20.-. Und das ohne zusätzliche Kosten für Sie. So ist jeder Einkauf mit der neuen Karte ein Beitrag zur Förderung einer nachhaltigen Entwicklung.

Senden Sie für weitere Unterlagen eine SMS (CHF 0.-/SMS) mit den Keywords CARD PUB1, Namen, Vornamen, Strasse und PLZ/Ort an die Zielnummer 963.

lage für das Wachstum von Pflanzen, für die Entwicklung von Menschen und Tieren und für ein lebenswertes Klima. Und nur zu oft steht die Erde zwischen zu viel und zu wenig Wasser: wenn Dürren die Ernte zerstören oder Hochwasser Leben und Besitz bedroht.

Mit Wasserprojekten können wir aktiv dazu beitragen, die drohende globale Katastrophe einzudämmen – und gleichzeitig den natürlichen Lebensraum aussterbender Tierarten oder Gewässerläufe revitalisieren. Die Uno hat das Thema Wasser in ihre Entwicklungsziele für das neue Jahrtausend aufgenommen; denn sauberes Trinkwasser sei entscheidend für den Kampf gegen Armut und für eine nachhaltige Entwicklung.

Konkrete Projekte – Schritt für Schritt



Die Bünz revitalisieren

Mit den Beiträgen der Coop Verde American Express revitalisiert der WWF Schweiz verschiedene Flussabschnitte der Bünz, einem Zufluss der Aare im Kanton Aargau. Zurzeit findet bei den betroffenen Gemeinden die Evaluation der geeigneten Abschnitte statt. Diese bildet die Grundlage für die weitere Planung und Projektierung der nötigen Massnahmen. Im Rahmen der Revitalisierung der Bünz sollen unter anderem Uferverbauungen entfernt, die Aufwärtswanderung für die Fische und andere Bachlebewesen erleichtert, Kurven eingefügt und einheimische und gewässertypische Sträucher angepflanzt werden. So kann die Bünz und damit auch die Tier- und Wasserwelt wieder leben. Und für die Anwohner wird der Fluss zum attraktiven Erholungsgebiet.



Flussdelfine im Mekong schützen

Weil Flussdelfine zu den am stärksten bedrohten Säugetierarten der Erde gehören, engagiert sich der WWF im Mekong schon seit längerem für den Schutz der Irawadi-Flussdelfine. Jetzt wird dieses Projekt aus den Beiträgen der Coop Verde American Express mitfinanziert. Der WWF hat als erstes die Dörfer entlang des Mekongs über die Gefährdungsursachen informiert und mit Schulen und Klöstern ein Beobachtungsnetz aufgebaut. Zusammen mit den Behörden und den Fischern sind Schutz zonen entstanden, in denen das Fischen verboten ist. Diese Zonen helfen die Überfischung zu verhindern und in diesen können sich die Tiere fortpflanzen. Zählungen zeigen aber, dass vor allem Jungtiere weiterhin gefährdet sind. Deshalb werden jetzt auch Impfprogramme geprüft.



Die Vorteile der Coop Verde American Express®:

Jeder Beitrag unterstützt.

0,5% des Umsatzes* fliessen in nachhaltige Projekte; zusätzlich für jede bis zum 31.12.2009 neu ausgestellte Hauptkarte CHF 20.-. Und das ohne zusätzliche Kosten für die Inhaber der Verdecard.

Bargeldlos bezahlen im In- und Ausland.

Die Verdecard wird bei Coop und weltweit, wo das American Express Logo steht, akzeptiert.

Superpunkte sammeln.

Jede Verdecard ist auch eine vollwertige Supercard. Mit Superpunkten können Sie die nachhaltigen Projekte zusätzlich unterstützen.

Gut versichert.

Bezahlen Sie bargeldlos mit der Verdecard und Sie sind gut versichert – auf Reisen und beim Einkaufen.**

Gut gerüstet.

Die Verdecard ist eine Chip & PIN Karte. Dadurch wird das Zahlen mit Kreditkarte noch einfacher und sicherer.

Weniger Papier.

Die Verdecard kommuniziert wenn immer möglich elektronisch. Auf Wunsch kann auch die Abrechnung papierlos erfolgen.

Datenschutz garantiert.

Das Datenschutzgesetz und strenge interne Richtlinien schützen die Privatsphäre der Verdecard-Inhaber.

Informieren Sie sich noch heute unter www.coop.ch/verdecard oder via Antragsformular in Ihrer Coop-Verkaufsstelle

Coop Verde American Express® issued by Credit Suisse AG, processing services provided by Swisscard AECS AG. * Ausgenommen Gebühren, Zinsen, Bargeldbezüge, Rückerstattungen und Ausstände. ** Die genauen Bestimmungen (inkl. Versicherungssummen und Haftungsausschlüsse) entnehmen Sie bitte den vollständigen Versicherungsbedingungen, die Sie unter www.coop.ch/verdecard einsehen oder bei Swisscard AECS AG anfordern können.

Weltwoche-Spezialangebot



Tauchen Sie mit der Weltwoche in die Welt der klassischen Musik ein. In Zusammenarbeit mit Obrasso Classic Events profitieren Weltwoche-Abonnentinnen/-Abonnenten von 15% Spezialrabatt auf alle Ticketkategorien der nachfolgend erwähnten Konzerte.



Die Summer Night Classics im KKL Luzern verbinden traditionelle, international gewürdigte Kultur mit hochstehender und brillant dargebotener Unterhaltung. Mit jährlich rund 7000 begeisterten Konzertbesuchern gehören die Summer Night Classics zu den erfolgreichsten Konzertreihen im KKL Luzern.

EIN SOMMERNACHTSTRAUM

Münchner Symphoniker, Sophia Jaffé, Violine

Felix Mendelssohn Bartholdys Geburtstag jährte sich am 3. Februar zum 200. Mal. Grund genug, seiner genialen Musik ein Konzert zu widmen. Die Münchner Symphoniker unter der Leitung ihres Chefdirigenten Georg Schmöhe eröffnen das Konzert mit der Ouvertüre aus «Ein Sommernachtstraum» op. 21. Sophia Jaffé versprüht mit ihrer Violine Anmut und offeriert nicht allein ein akustisches, sondern auch ein optisches Gesamtkunstwerk. Mit Mendelssohns Konzert für Violine und Orchester in e-Moll op. 64 wählte sie für ihren Auftritt in Luzern eines der populärsten Instrumentalkonzerte. Im zweiten Konzertteil interpretieren die Münchner Symphoniker Mendelssohns 4. Sinfonie, «Die Italienische».

KKL Luzern, 5. Juni 2009, 19.30 Uhr

Preiskategorien: Fr. 148.- / 138.- / 128.- / 98.- / 68.- / 45.-

ZAUBER DER OPERETTE

Wiener Opernball Orchester, Monika Rebholz, Sopran,
Joachim Moser, Tenor

Bei seinem Gastspiel im KKL Luzern steht das Wiener Opernball Orchester unter der Leitung des Schweizer Dirigenten Andreas Spörri. Das Orchester pflegt die Tradition und das Repertoire der Strauss-Kapellen bis heute mit grossem Erfolg und frönt im Konzert vom 13. Juni dem «Zauber der Operette».

KKL Luzern, 13. Juni 2009, 19.30 Uhr

Preiskategorien: Fr. 155.- / 145.- / 135.- / 110.- / 75.- / 60.-

SING, SING, SING

Swing Dance Orchestra, Dan Levinson, Klarinette

Das Konzertprogramm «Sing, Sing, Sing» ist eine Hommage an Benny Goodman anlässlich seines 100. Geburtstags. Unter der Leitung des «Swing King» Andrej Hermlin hat sich das 1987 gegründete Swing Dance Orchestra inzwischen zur bedeutendsten und erfolgreichsten

Swing-Big Band Deutschlands entwickelt. Das Orchester verfügt über ein breitgefächertes Repertoire, darunter viele bekannte, aber auch einige selten gespielte amerikanische Originalarrangements aus den dreissiger Jahren. Es sind Melodien der Orchester von Benny Goodman, Artie Shaw, Jimmy und Tommy Dorsey, Duke Ellington, Cab Calloway, Glenn Miller und vieler anderer Stars der Swing-Ära. Das Swing Dance Orchestra ist bis ins Detail authentisch: Der Sound, die Arrangements, die Mikrofone und Pulte, die Instrumente und die Garderobe entsprechen den amerikanischen Originalen jener Zeit.

KKL Luzern, 19. Juni 2009, 19.30 Uhr

Preiskategorien: Fr. 80.- / 70.- / 60.- / 50.- / 40.- / 30.-

SPECTACULAR CLASSICS

Philharmonie Baden-Baden, Swiss Brass Consort,
Dimitri Ashkenazy, Klarinette

Der musikalische Leiter Manfred Obrecht und die Philharmonie Baden-Baden eröffnen Spectacular Classics 2009 mit Richard Strauss' «Festmusik der Stadt Wien». Im ersten Konzertteil erwartet Sie unter anderem die Ouvertüre zur Oper «Oberon» von Carl Maria von Weber, Introduction, Thema und Variationen für Klarinette und Orchester in B-Dur von Gioachino Rossini mit dem Klarinettenisten Dimitri Ashkenazy und zum Abschluss Maurice Ravel's «Bolero». Der zweite Konzertteil beginnt mit der «Morgenstimmung» von Edvard Grieg. Leonard Bernsteins sinfonische Tänze aus «West Side Story» erklingen – wie auch andere Werke – mit Unterstützung der zehn Blechbläser des Swiss Brass Consort. Richard Wagners «Elsas Zug zum Münster» aus der Oper «Lohengrin» bringt das Konzert zu einem monumentalen Abschluss.

KKL Luzern, 4. Juli 2009, 19.30 Uhr

Preiskategorien: Fr. 148.- / 138.- / 128.- / 98.- / 68.- / 45.-

Bestellen Sie Ihre Tickets noch heute bei Obrasso Classic Events, Postfach 2637, 6002 Luzern, Tickethotline 041 318 00 55, E-Mail: info@classic-events.ch. Vergessen Sie nicht, Ihre Abonnementnummer anzugeben, um vom Weltwoche-Rabatt zu profitieren.

Alle Informationen zu diesen Konzerten und weitere attraktive Angebote finden Sie zudem auf www.weltwoche.ch/platinclub

Noch kein Weltwoche-Abo? Abonnieren Sie jetzt und profitieren Sie von zahlreichen Vorteilen. Mehr auf www.weltwoche.ch/abo

Homöopathische Rezepte

Von *Mathias Binswanger* — Risiken werden nicht verringert, wenn Managern Boni verzögert ausbezahlt werden. Sondern nur dann, wenn diese mit ihrem Privatvermögen haften müssen.



Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Wer haftet eigentlich für die ganzen von den Banken eingegangenen Risiken, die uns die jetzige Finanzkrise beschert haben? Diese Frage taucht in letzter Zeit immer wieder auf, und die ebenso erschütternde wie banale Antwort lautet: Niemand. Im Verlauf der Entwicklung unseres Wirtschaftssystems wurden immer mehr Möglichkeiten geschaffen, die Haftung für wirtschaftliche Handlungen von Unternehmen zu beschränken und damit das Risiko für deren Scheitern auf die Allgemeinheit abzuwälzen. Diese Haftungsbeschränkung setzte mit dem Aufkommen von Gesellschaftsformen mit beschränkter Haftung wie der Aktiengesellschaft oder der GmbH im 19. Jahrhundert ein. Das war eine sehr umstrittene Neuerung, und wichtige Politiker wandten sich bei den Beratungen des ersten deutschen Aktiengesetzes 1843 dagegen, dass Aktionäre nur noch mit dem von ihnen einbezahlten Aktienkapital und nicht mehr mit ihrem ganzen Vermögen für die Handlungen «ihrer Firma» hafteten. So meinte ein Minister: «Gerade in der persönlichen Verhaftung der Theilnehmer liege ein wirksames Mittel, dem Hange zum Aktienspielen entgegen zu wirken und die Interessenten zu veranlassen, das Unternehmen im Voraus gehörig zu überlegen.»

Trotz Einwänden wie diesem setzte sich die Aktiengesellschaft aber durch und ist heute

zur dominierenden Rechtsform grösserer Unternehmen geworden. Diese Popularität kommt nicht von ungefähr. Wenn man riskante Grossprojekte finanzieren will, dann werden sich kaum Geldgeber für die Gründung eines Unternehmens zur Durchführung solcher Projekte finden, wenn sie die volle Haftung dafür tragen müssten. Nur dank Haftungsbeschränkung konnte der Eisenbahnbau finanziert werden. Kapitalgeber partizipieren zwar gerne unbegrenzt an den Gewinnen, die mit erfolgreichen Unternehmen erwirtschaftet werden, aber sie sind nicht bereit, auch unbegrenzt für deren Verluste einzustehen. Diese Asymmetrie erzeugt einen Hang zum Eingehen grösserer Risiken, als dies ohne Haftungsbeschränkung der Fall wäre. Niemand hat das deutlicher gesehen als die sogenannten ordoliberalen Ökonomen in Deutschland. «Wer den Nutzen hat, muss auch den Schaden tragen», lautete ihr Grundsatz. Walter Eucken, der bedeutendste Vertreter der ordoliberalen Schule, schrieb: «Investitionen werden umso sorgfältiger gemacht, je mehr der Verantwortliche für diese Investitionen haftet. Die Haftung wirkt insofern also prophylaktisch gegen eine Verschleuderung von Kapital und zwingt dazu, die Märkte vorsichtig abzutasten.»

In seinem 1952 erschienenen Buch «Grundsätze der Wirtschaftspolitik» schilderte Eucken

auch, wie Haftungsbeschränkung immer mehr zu einer Form der Aushebelung des Marktes wurde. Diese Entwicklung begann mit der Haftungsbeschränkung für Aktionäre. Der Eigentümer einer Firma, der mit seinem persönlichen Vermögen für ein Unternehmen haftet, wird dessen Führung kaum an ihm unbekannt Dritte übergeben. Dank Haftungsbeschränkung wurde die bis heute andauernde Entwicklung weg vom aktiven Unternehmer hin zum passiven Eigentümer in Gang gesetzt. Eucken: «So geriet der Wirtschaftsprozess immer mehr in die Hand einer Schicht von Direktoren und Funktionären, die weder Eigentümer sind noch von zentralen Verwaltungsstellen kontrolliert werden.»

Gift in der Bilanz

Mit der Verbriefung von Hypothekarkrediten erreichte die Entwicklung zur Beseitigung der Haftung jüngst einen neuen Höhepunkt. Dank der Möglichkeit, Kredite an nicht kreditfähige Kunden aus dem eigenen Unternehmen, in diesem Fall Banken, an Dritte zu verhökern und somit aus der Bilanz zu entfernen, ohne dass irgendjemand dafür haftete, liessen sich Risiken in bisher nie gekanntem Ausmass eingehen. Das hätte sich selbst ein so skeptischer Mann wie Eucken in den fünfziger Jahren noch nicht vorstellen können. Doch schon damals forderte er, dass erstens die «Vorstände für den Erfolg eines Unternehmens haften, soweit diese von den Aktionären unabhängig agieren können», was kürzlich auch Privatbankier Konrad Hummler und FDP-Nationalrat Johann Schneider-Amman vorgeschlagen haben. Und zweitens hielt es Eucken für notwendig, dass im Falle einer grösseren Beteiligung die herrschende Kapitalgesellschaft für deren Schulden haften muss. Wer also einen grösseren Anteil der Aktien einer Firma erwirbt, kann damit für die Schulden der übernommenen Firma haftbar gemacht werden.

Angewandt auf heutige Verhältnisse, hiesse dies: Wenn Topmanager vom Erfolg einer Firma über Bonuszahlungen profitieren dürfen, dann müssen sie auch für deren Verluste haften. Und zweitens muss ein Unternehmen auch für Risiken geradestehen, die nicht in der eigenen Bilanz auftauchen, aber sich in den Bilanzen von übernommenen oder ausgelagerten Gesellschaften befinden. Das Problem ist nur, dass diese Massnahmen im Gegensatz zu den jetzt diskutierten homöopathischen Rezepten wie der verzögerten Auszahlung von Boni tatsächlich wirksam wären und Krisen erfolgreich verhindern könnten. Deshalb haben sie kaum Chancen, verwirklicht zu werden.

Mathias Binswanger ist Professor für Volkswirtschaft an der Fachhochschule Nordwestschweiz in Olten.

Kapitalistischer Antikapitalismus

Von Christoph Mörgeli

Der Kapitalismus ist in der Krise, am Ende, tot. Glauben die Linken. Und liefern gleichzeitig den Gegenbeweis: Denn niemand versucht zurzeit so sehr, Kapital aus der Kapitalismuskrisis zu schlagen, wie die Antikapitalisten. Dabei handeln die Akteure ganz nach dem offenbar quicklebendigen kapitalistischen Angebots- und Nachfrageprinzip. Diese unschlagbare Formel wirkt selbst dann, wenn Bedarf ist nach antikapitalistischer Rhetorik. Wo die Kunden rufen, steht ein Lieferant bereit. Am vergangenen 1. Mai, zum Tag der Arbeit, wurde besonders laut gerufen.

Ein Lieferant brandaktueller antikapitalistischer Rhetorik ist der Musiker Endo Anaconda. Seine Diagnose, die er an der Kundgebung in Zürich zum Besten gab: «Diese Krise ist die Schweinegrippe des Finanzkapitalismus.» Eine zufällige Zuordnung. Würden in diesen Tagen ein paar englische Kühe die Augen verdrehen, hätte der Finanzkapitalismus den Rinderwahn. Nun drängt sich halt die Schweinegrippe auf. Und es kichert der zoologisch bewanderte Sozi: Sind die Finanzhaie denn nicht irgendwie auch Schweine? Ein bisschen Medizin (Schweinegrippe), ein bisschen Ökonomie (Finanzkrise), ein bisschen Sozialismus («Lest endlich Marx!»), und fertig ist das antikapitalistische Süppchen.

Wer um jeden Preis aktuell sein will, hechelt immer der Zeit hinterher. Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) hat bereits Entwarnung durchgegeben: Der Schweinegrippevirus ist weniger gefährlich als befürchtet. Mindestens die Hälfte seiner Symptome müssen der menschlichen Hysterie zugeschrieben werden. Gesundet nun mit der Schweinegrippe auch der Finanzkapitalismus? Endo Anaconda hält dagegen. Er will «das Primat der Ökonomie» stürzen. Gegenüber der Gewerkschaftszeitung *Work* beschreibt der Sänger, wie er sich die Zukunft seiner Kinder wünscht: Sie sollten Zeit haben, sich zu entwickeln (also möglichst lange nicht arbeiten), nicht bis 68 krüppeln müssen (also weniger lang arbeiten) und über ein Grundeinkommen von 3500 Franken verfügen dürfen (also gar nicht arbeiten).

So viele Ideen. Und jetzt, wo der Kapitalismus wankt, müsste doch mindestens so viel möglich sein. Doch Anaconda ist enttäuscht: «Die Linke macht zu wenig aus der Krise!» Nicht nur der Kapitalismus steckt in der Krise, auch sein Stiefgenosse: der Antikapitalismus.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Toxischer Kapitalismus

Von Peter Bodenmann — Der kontrollierte Ausstieg aus der Zweiten Säule in Richtung Volkspension ist unumgänglich.



Zweite Säule in der Krise: Kundgebung in Bern gegen «Rentenklau».

Anfang der siebziger Jahre stimmte die Schweiz über die Altersvorsorge ab. Zwei Modelle standen sich gegenüber: der flächendeckende Aufbau der Zweiten Säule und der Ausbau der AHV zu einer Volkspension. Hinter der sozial- und regionalverträglichen Volkspension standen nur die Partei der Arbeit und ein Drittel der Gewerkschafter. Deshalb hatte sie keine Chance.

Damals war immerhin den meisten Volkswirtschaftlern noch klar: Renten werden immer von den jeweils Arbeitenden, von deren Wertschöpfung bezahlt. Unabhängig davon, ob das Geld laufend umgelagert oder in der Zweiten Säule verzinst zwischengelagert wird.

Der Neoliberalismus hat alles auf den Kopf gestellt. Christoph Blocher forderte die Liquidierung der AHV zugunsten einer noch stärkeren Zweiten Säule. Diese sollte ihr Geld locker mit dem Kaufen und Verkaufen von Aktien, Devisen, Rohstoffen und Währungen verdienen. Das Chaos wäre perfekt.

Die Hotelia ist eine der effizienteren Sozialversicherungen. Nicht zuletzt deshalb, weil Ulrich Grete den Laden präsidiert. Ihre Resultate sind branchenüblich:

Fakt 1: Die Verwaltungskosten für die Zweite Säule sind zehn Mal so hoch wie die Verwaltungskosten für die AHV.

Fakt 2: Der Deckungsgrad dieser Zweiten Säule sackte in dieser Krise von 99 auf 82 Prozent ab. Die Aktien verloren 45 Prozent von ihrem Wert.

Fakt 3: Die Zweite Säule führte nicht zu einer Mitbestimmung der Lohnabhängigen über Investitionen, sondern zur Delegation der Investitionsentscheide an teuer bezahlte Experten. Ohne sichtbare Erfolge.

Wir haben weltweit zu viele Autos oder zu wenig Käufer. Wir haben zu viel Kapital oder zu wenig Verwertungsmöglichkeiten für das Kapital. Überproduktion und Überakkumulation sind siamesische Zwillinge der Krisen des leider bis auf weiteres alternativlosen Kapitalismus.

Halbwegs nüchtern betrachtet, verschärft die Zweite Säule die epidemischen Probleme des toxischen Kapitalismus. Sie frisst laufend die Nachfrage und lässt den Kapitalstock zu schnell wachsen. Um ihn dann mit zu vernichten.

Die Rechten wollen diese Zweite Säule durch Erhöhung des Rentenalters, kombiniert mit Rentenkürzungen, retten. Bald einmal gibt es für 100 000 Franken Sparkapital nicht einmal mehr 500 Franken Rente im Monat.

Für die Linken ist die Krise des Kapitalismus nur halb so schlimm und tief. Sie wehren sich gegen diesen Rentenklau.

Nichts wäre sinnvoller als der kontrollierte Ausstieg aus der Zweiten Säule Richtung Volkspension. Genau dies wollen weder die Rechten noch die Linken thematisieren. Genau dies wird sich nicht umgehen lassen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Ein Stück aus dem Leben

Von Kurt W. Zimmermann — Heute verzichten wir mal auf intellektuellen Tiefsinn und erzählen einfach eine gute Story nach.



Grosse Story: *Blick*-Sportchef De Gregorio.

Roger Berbig, Präsident des Zürcher Grasshopper-Clubs (GC), ist «erschüttert». Er ist erschüttert, weil der *Blick* eine «reine Sensationsstory» gedruckt habe. Na, so was.

Wir sind damit bei der besten Story, die wir seit langem gelesen haben. Für Sportbanausen sei kurz zusammengefasst: Die GC-Spitze kroch dem deutschen Hochstapler Volker Eckel auf den Leim, der ihr 300 Millionen Franken für ihr Fussballteam versprach. Der *Blick* enthüllte die Peinlichkeit.

Die Story ist gut, weil sie auch einen hübschen Einblick ins Boulevard-Schaffen gibt. Darum erzählen wir der Reihe nach.

Am Mittwoch vorletzter Woche melden sich auf der *Blick*-Sportredaktion telefonisch die beiden Ostschweizer Werner Nötzli und Cornelia Bösch. Beide sind aus Egnach, sie ist Gemeinderätin im Dorf. Sie sagen, sie hätten eine «Riesensache» zu berichten.

Man trifft sich gleichentags mit Nötzli und Bösch im *Blick*-Sitzungszimmer. Dort erzählen die beiden, ein unbekannter Investor – keine Namen, bitte – würde eine Riesensumme in GC investieren. Dann ziehen sie einen «Geheimhaltungsvertrag für Exklusivberichterstattung» aus der Tasche. *Blick*-Sportchef Walter De Gregorio unterschreibt mit innerem Grinsen.

Nun bieten Nötzli und Bösch an, ein *Blick*-Journalist könne inkognito an einem Treffen im Zürcher Hotel «Baur au Lac» teilnehmen. Dort würden GC-Sportchef Erich Vogel, GC-

Finanzchef Heinz Spross und der geheimnisvolle Geldgeber verhandeln.

Der *Blick* entsendet den News-Journalisten Thomas Ley ins Hotel, weil Ley in der Sportszene unbekannt ist. Zu seiner Verblüffung sind GC-Vogel und GC-Spross tatsächlich anwesend, dazu «Investor» Volker Eckel sowie Freund Nötzli, einer seiner Ostschweizer Türöffner. *Blick*-Mann Ley stellt sich als «Kommunikationsberater» des Investors vor.

Zur weiteren Verblüffung des Journalisten unterschreiben nun die GC-Vertreter und Investor Eckel am Tisch einen Vertrag über 300 Millionen Franken. Der Investor plaudert von seinem (erfundenen) Halbbruder in Dubai. «Kommunikationsberater» Ley fragt nach dem Deal, ob er ein Foto mit einem Handshake zwischen Sportchef Vogel und Hochstapler Eckel machen dürfe. Er darf und glaubt es kaum.

Was nun folgt, ist wunderbar. Am Montag («Investor greift nach GC!») bringt der *Blick* die Story des 300-Millionen-Deals, aber noch ohne Namen. Am Dienstag («Das ist er!») enthüllt der *Blick* die Identität des Investors. Am Mittwoch («GC-Investor ist pleite!») enttarnt der *Blick* den Investor als bankrotten Schwindler – samt Bild des Vogel-Eckel-Händedrucks.

Natürlich ärgerte sich die Konkurrenz. Sie unterstellte, der *Blick* habe von Anfang an gewusst, dass die Geschichte erfunden sei. Dennoch habe er sie aufgepumpt, um sie später umso lauter platzen zu lassen. Wir glauben das nicht. Natürlich hat der *Blick* der Sache von Beginn an misstraut, dafür war sie zu bizarr. Aber man spielte die Story professionell, bis eigene Recherchen ihr Ende einläuteten. Es bestätigte sich die Boulevardregel: Wenn du eine grosse Geschichte hast, dann kannst du sie nicht immer kontrollieren.

Wir können also einem kleinen Stück von Undercover-Journalismus applaudieren. Bekannteste Exponenten des Undercover-Genres sind Günter Wallraff, «der Mann, der bei *Bild* Hans Esser war», und Gerhard Kromschöder mit seiner Infiltration der Neonazi-Szene.

In unserem Fall haben wir es mit Undercover auf Einladung zu tun. Das ist viel einfacher, aber immer noch eine Geschichte, die das blutige Leben schreibt. Blutiges Leben ist selten geworden im Lehnstuhl-Journalismus der Gegenwart. Darum haben wir den *Blick* wieder mal gerne gelesen.

Peter Hartmann über Erich Vogel: Seite 44

«Vier Stunden Schlaf reichen»

Von Peter Keller

Was ist das männliche Statussymbol Nummer eins? Eine Rolex am Handgelenk? Ein Porsche in der Garage? Ein blondiertes Gift am Arm? Auch. Doch das Tier Mensch ist mehr als ein Pfau, der aus lauter Imponierlust ein meterlanges Gefieder mit sich herumschleppt. Der Mensch braucht seine Bedeutsamkeit nicht zwingend über äussere Merkmale zu unterstreichen. Schliesslich verfügt er über ein gutausgebildetes Mundwerk. Man könnte auch sagen: Der Mann – um den geht es hier – verfügt über eine grosse Klappe.

Wo die Frösche sich vor den Weibchen quakend aufplustern, spricht der Mann gerne von seinem Schlaf, beziehungsweise von seinem Minimalschlaf. «Vier Stunden» heisst die magische Zahl. Ein kurz und lässig hingeworfenes «Mir reichen vier Stunden Schlaf» lässt alle anderen Mitfrösche sofort ehrfürchtig verstummen. Hier quakt der Unentbehrliche. Fallen ihm dann doch einmal kurz die Augen zu, hält die Welt den Atem an: Ob auch alles gutgeht in diesen Stunden fehlender Wachsamkeit?

Der Schweizer Uno-Botschafter Peter Maurer schlafe «nie länger als viereinhalb Stunden». Dem Sion-Präsidenten Christian Constantin reichten «drei, vier Stunden». Andreas Wetter, Chef von Orange Schweiz, komme «zum Glück» mit vier Stunden aus. Dem glücklosen André Dosé wiederum genügten nicht einmal seine herumgebotenen «drei Stunden Schlaf»: Die Fluggesellschaft Swiss musste gleichwohl notverkauft werden. Dabei können die Vier-Stunden-Schläfer auf eine imposante Ahnengalerie blicken: Napoleon soll jeweils bloss vier Stunden geruht haben. Ähnlich wenig Schlaf benötigte der britische Kriegspremier Winston Churchill. Und da wir uns schon bei den grossen Heerführern aufhalten: Ueli Wir-wollen-die-beste-Armee-der-Welt Maurer stehe immer um fünf Uhr auf. Auch sonntags. «Mir reichen vier bis fünf Stunden Schlaf.»

Zwar müssen sich selbst die grössten Gestalten der Natur beugen. Aber nur für vier Stunden. Dann sind sie wieder da. Für das Land. Für die Partei. Für die Familie. Oder für alles zusammen: Christophe Darbellay schwärmte unlängst von seinen «zwei herrlichen Jobs» (CVP-Präsident und Vaterschaft) und beruhigte sogleich die Nation: «Ich brauche nur wenig Schlaf. Vier Stunden genügen.» Auch er quakt schon wie ein Grosser.

Im Internet

www.weltwoche.ch/wortkontrolle

Leserbriefe

«Die Vorgaben der Politik an die Schulen werden den praktischen Bedürfnissen überhaupt nicht gerecht.» Hans-Peter Köhli

Wird der Fehlentscheid korrigiert?

Nr. 18 – «Mythos Frühförderung»;
Philipp Gut über Fremdsprachenunterricht

Mittlerweile wird es allenthalben klar: Der Fremdsprachenunterricht an der Primarschule liegt im Argen und ist weit davon entfernt, jene Resultate zu bringen, welche man sich davon erhoffte. Namhafte Fachleute sprechen von verlorener Zeit und einem Musterbeispiel dafür, wie aus politischen Interessen Vorgaben für die Schule gemacht entstehen, die den praktischen Bedürfnissen überhaupt nicht gerecht werden. Viele Lehrkräfte der Anschluss-

lichen Schulen der Stadt neue Namen wie Cantonal High School for Handwork. Middle School zum Reissenden Bach. Seminary for Adultery Education. Und die guten alten Kindergärten heissen nun Extended Ground Step Schools beziehungsweise während einer Übergangsfrist von zehn Jahren Preparatory Childrengardens (PC). Ein sprachbewandertes Spassvogel unter den Kantonsräten ruft Buschor zu: «Herr Regierungsrat, darf ich Sie respektvoll darauf hinweisen, dass <adultery education> nicht Erwachsenenbildung, sondern, sowohl in Früh- als auch in Spätenglisch, Ehebruch heisst?» Der Bildungsdirektor

Lehrer-Verband) getan. Das Resultat: Die Mehrheit der Lehrkräfte hat das Lehrmittel «First Choice» als weitgehend untauglich qualifiziert. Trotzdem hält die Bildungsdirektion am Obligatorium für «First Choice» fest. Unterdessen habe ich schon von einigen Gemeinden gehört, die auf eigene Faust auf ein brauchbares Lehrmittel umgestiegen sind. Solche sind auf dem freien Markt jederzeit erhältlich. *Eduard Crosina, Seuzach*

Die Erde ist eine Quarantänestation

Nr. 18 – «Alles Teufelswerk»; Kai Michel über Verschwörungstheorien in Krisenzeiten

Ob Sie sich nun kritisch oder nicht kritisch mit den verschiedenen Verschwörungstheorien befassen, ist eigentlich sekundär. Wichtig scheint mir, dass Sie die neuste Pandemie-

Unlimitiert mobil telefonieren und sorglos surfen? Ganz einfach

Dank dem all-in-one-Tarif.

Mit Sunrise flat max telefonieren Sie unlimitiert ins Sunrise Mobilnetz, ins Schweizer Festnetz und 60 Minuten in andere Schweizer Mobilnetze. Ebenfalls inbegriffen sind 250 MB fürs mobile Surfen. Für nur CHF 75.–/Monat*! Wenn Sie kein neues Handy wünschen, reduziert sich die monatliche Abogebühr sogar um CHF 25.–.

Weitere günstige Angebote im Sunrise center oder unter sunrise.ch/flat

*Nach den ersten 60 Minuten kosten Anrufe in andere Mobilnetze CHF 0.35/Min. Anrufe ins oder im Ausland, auf Spezialnummern, Mehrwertdienste, SMS und MMS werden zusätzlich verrechnet.

	Samsung i900 Omnia 24 Monate 1. CHF Sunrise flat max exkl. SIM-Karte CHF 40.–, ohne Abo CHF 698.– – 5,0-Megapixel-Kamera – Full-Touchscreen – Quadband, A-GPS, HSDPA, WLAN, Windows Mobile OS 6.1		Samsung S8300 24 Monate 1. CHF Sunrise flat classic Exkl. SIM-Karte CHF 40.–, ohne Abo CHF 648.– – 8,0-Megapixel-Kamera – AMOLED Full-Touchscreen mit 16 Mio. Farben – Quadband, HSDPA, GPS
--	---	--	---

Abogebühr mit Handyangebot: Details zu Sunrise flat basic CHF 25.–/Mt., Sunrise flat classic CHF 50.–/Mt., Sunrise flat max CHF 75.–/Mt.

schulen verneinen schon den Nutzen dieser beiden sterilen 45-Minuten-Lektüchlein in einer, geschweige denn in zwei Fremdsprachen. Man darf gespannt sein, ob die Leute in der Erziehungsdirektorenkonferenz die Grösse aufbringen, ihren Fehlentscheid zu korrigieren, oder ob sie stur wider besseres Wissen am Unsinn festhalten. Jedenfalls ist es erfreulich, dass die *Weltwoche* am Ball bleibt und hartnäckig immer wieder solche Missstände anprangert.

Hans-Peter Köhli, Zürich

Vor ein paar Jahren wurde Bildungsdirektor Buschor von einem aggressiven Reformvirus befallen. Man sieht ihn in seinem Büro auf und ab gehen. In einer Art Baby-Englisch stösst er unverständliche Laute aus und spielt mit Computern. Er übt seine Rede, die er vor dem Kantonsrat halten wird. Darin verordnet er sämt-

nimmt diesen Hinweis nicht wahr und fährt reformbeseelt weiter: «Whatever the case, I am sicher, that alles will be better, when the first generation of Childrengardenkinder can töggele text of Packungsbeilagen into the Childrengardencomputer in elevated Frühenglisch. It ist only then, that the Kantonsrat will merken, the importance of being Earnest.» Der Kantonsrat fragt den Bildungsdirektor: «Can you tell me what early English means in early English?» Doch der Bildungsdirektor stürmt bereits davon. *Walter Fischer, Buttwil*

Es ist bezeichnend, dass sich die Bildungsdirektion Zürichs weigert, angesichts der dürftigen Fortschritte der Primarschüler im Frühenglischen eine laufende Evaluation des Unterrichts durchzuführen. Ebenso wenig evaluiert werden die Lehrmittel. Dies hat stattdessen der ZLV (Zürcher Lehrerinnen- und

Hysterie auch gleich in Ihren Artikel aufgenommen haben. Mit Aids lockt man keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervor, die Vogelgrippe ist abgestorben, und die Schweinegrippe wird in einem Monat auch wieder vergessen sein. Die nächste Grippe heisst dann vielleicht Katzen- oder Hundegrippe – wichtig ist einfach, dass sie auch wieder in einem hygienisch und politisch unterentwickelten Land ausbricht! Verschwörungstheorien verlieren genau dann ihre Brisanz, wenn man zur Einsicht gelangt, dass dieser Planet von einem Gangstersyndikat der übelsten Sorte gelenkt wird. Ob dies nun irgendwelche Geheimbünde oder die Weisen von Zion sind, ist auch unerheblich. Obwohl der iranische Präsident mit seiner Argumentation gar nicht so unrecht hat, dass man doch dieses Israel am besten in der Nähe jener Juden hätte einrichten können, die mit dem Zweiten Weltkrieg ihre fetten

Gewinne gemacht haben. Aber eben: Man brauchte einen atombewaffneten Vorposten in der Nähe der arabischen Ölfelder. Wichtig ist, dass man erkennt, dass unser (eigentlich schöner) Planet eine Quarantänestation ist, auf der diese genmanipulierten, hochgradig geisteskranken Primaten, genannt Homo sapiens, hausen. Wenn man bedenkt, dass mit einem US-Jahres-Militärbudget der Hunger auf Erden beseitigt werden könnte und es in der momentanen Wirtschaftskrise einzig der Waffen- und Pharmaindustrie gutgeht, dann kommt man schon ins Grübeln. *Peter Michel, Sisikon*

Es gibt Extremisten, die überall Verschwörungen sehen, und solche, die der Wahrheit lieber nicht ins Auge sehen, da sie mit Illusionen besser schlafen. Die zweite Sorte bildet die zufriedene Mehrzahl. Ihr Autor Kai Michel

Der Weltmarkt wird es richten

Nr. 18 – «Sowjet-Brillanz»; Roger Köppel im Editorial über Doris Leuthards Massnahmen

Wirtschaftsministerin Doris Leuthard will die Konjunktur in Schwung bringen. Im Oktober vergangenen Jahres lobte Leuthard am offenen Parteitag der CVP noch das energische Vorgehen des Bundesrates in der Krisenbewältigung. Und heute? Heute wird am dritten Impulspaket gebastelt und gewerkelt. Aber niemand weiss, wie die Zeit nach den gigantischen Rettungsaktionen, mit denen die Kernschmelze im globalen Finanzsektor und das Schrumpfen der Weltwirtschaft abgefedert werden soll, aussehen wird. Was immer wir auch tun oder lassen, der weltumspannende Markt wird schlussendlich über unsere nationalen Entscheide richten. Vielleicht müssten

Der Markt ist kein Ethik-Automat

Nr. 18 – «Ethik des Markts»; Pierre Bessard über die Moral und die Gerechtigkeit einer freien Wirtschaft

Bevor Pierre Bessard Ulrich Thielemann Unkenntnis vorwirft, sollte er dessen Schriften lesen und sich damit redlich auseinandersetzen. Meinungsfreiheit möchte Bessard jedoch abhängig machen von einer bestimmten Variante der Wirtschaftsethik – nämlich der libertären, marktgläubigen, ökonomistischen Variante. Dass der sogenannte freie Markt schon von sich aus das ethisch Richtige garantiert: Dieser Behauptung von Bessard muss widersprochen werden. Der Markt allein kann das nicht. Er ist kein Ethik-Automat. Deshalb ist aktive Wirtschaftsethik unerlässlich. Auch im Interesse des Marktes. *Ernst Bonda, St. Gallen*

Infach.



1 Monat gratis surfen.

Nokia E75

24 Monate **49.-** CHF
Sunrise flat classic

exkl. SIM-Karte CHF 40.-, ohne Abo **CHF 648.-**

- Side-Slider mit vollständiger Tastatur
- Unterstützung für MS-Exchange, SyncML, ActiveSync
- Quadband, HSDPA, WLAN, A-GPS



1 Monat gratis surfen.

Nokia 5800 XpressMusic

24 Monate **1.-** CHF
Sunrise flat basic

exkl. SIM-Karte CHF 40.-, ohne Abo **CHF 548.-**

- 3,2-Megapixel-Kamera mit Carl-Zeiss-Optik
- Full-Touchscreen, Music-Player
- Quadband, HSDPA, A-GPS, WLAN

Dank der Surfoption

Mit der Sparoption Sunrise surf stehen Ihnen monatlich 250 MB zur Verfügung. Damit versenden Sie 25 000 E-Mails oder surfen 5 000 Webseiten ab. Für nur CHF 7.50/Monat. Jetzt gleichzeitig Mobilabo abschliessen und im ersten Monat gratis surfen!

Weitere Infos unter sunrise.ch/surf

Sunrise

gehört zu ihr. Etwa fünfzig Augenzeugen sahen, wie ein feuriges Etwas in den Himmel stieg, den TWA-Flug 800 traf und das Flugzeug zum Absturz brachte. Darauf behaupteten die Untersuchungsbehörden der USA und die Firma Boeing, es sei eine innere Explosion in einem Treibstofftank gewesen, obwohl alle Metallteilverformungen auf einen Schlag von aussen hindeuteten. Wenn Michel die andern Extremisten nicht ernst nehmen will, dann sollte er die korrekte Bezeichnung verwenden: Eine Theorie ist ein Gedankengebäude, das innerhalb gut bekannter Grenzen erwiesenermassen zuverlässig korrekte und genaue Resultate liefert. Die Natur- und Ingenieurwissenschaften arbeiten mit Theorien. Wenn es sich aber um unbewiesene Vermutungen handelt, dann ist das eine Hypothese. Er sollte daher von Verschwörungshypothesen sprechen. *Andreas Kurt Richter, Bad Ragaz*

sich unsere Politiker aber auch einmal bewusst werden, dass sich die Risiken von der Privatwirtschaft auf die öffentliche Hand verlagern. Die Welt steckt in einer bedrohlich gärenden Überschuldungskrise. Der teilweise naive Glaube der Politik, nicht nur die Rolle des Schiedsrichters, sondern auch die eines mächtigen Mitspielers ausfüllen zu müssen, droht sich früher oder später als kräftige Wachstumsbremse zu entpuppen. Die Schlüsselfrage, die sich die Politik stellen müsste, lautet: Was nützen uns nationale Massnahmen und Gesetzgebungen in einem global vernetzten Markt? Die finanzpolitischen Herausforderungen der Zukunft (ergrauende Gesellschaft) öffnen – wenn überhaupt – nur wenig Spielraum für fruchtlose Kapriolen. Antizyklische Ankurbelungsprogramme führen in den meisten Fällen in eine noch beklemmendere Staatsverschuldung. *Willy Burgermeister, Romanshorn*

Sehnsucht nach dem Untertanenstaat

Nr. 18 – «Deutsche Verzeih-Melodie»; Maxim Biller über die guten Werte der BRD und die Schäden der Wiedervereinigung

In seinem Beitrag prangert Maxim Biller zwar zu Recht den neuen deutschen Untertanengeist an, empört sich aber zum Beispiel darüber, dass kein Staatsanwalt jene Menschen wegen Volksverhetzung jage, die in Gaza ein neues Auschwitz sehen. Das hinterlässt beim Leser doch sehr den Eindruck, es gehe dem Schriftsteller nicht um die Meinungsfreiheit an und für sich, sondern darum, dass es in Deutschland lediglich die aus seiner Sicht «falschen» totalitären Aspekte gibt. Nach einem Untertanenstaat, der Billers politischen Ansichten entspricht, scheint er sich geradewegs zu sehnen.

Arne Hoffmann, Heidenrod-Springen

«Die trotzige Haltung – sie steckt den Deutschen im Blut»

Die Bundesrepublik Deutschland feiert ihren 60. Geburtstag. Wer aber sind die Deutschen? Welche Traditionen und Erfahrungen prägen sie? Ein Gespräch mit dem grossen Altertumsforscher Alexander Demandt über die deutsche Volksseele von Arminius bis heute. *Von Roger Köppel*



«Gemeinschaft und Solidarität sind urgermanischen Charakters»: Varusschlacht, 9 n. Chr.

Wie definieren Sie den deutschen Nationalcharakter?

Sehen wir davon ab, dass der Nationalcharakter ein in seiner Pauschalität problematischer Begriff ist, lässt es sich nicht übersehen, dass die Deutschen mit gewissen Eigenschaften in Verbindung gebracht werden, die Klischeecharakter haben, aber alle Klischees haben ihr *fundamentum in re*. Gründlichkeit, Ordnungssinn, Fleiss, Zuverlässigkeit und Einfallsreichtum, Treue gehört auch dazu: Das sind die positiven Klischees, mit denen die Deutschen behaftet werden, und im Vergleich mit andern Völkern sicherlich nicht ganz zu Unrecht.

Wann hat sich der deutsche Nationalcharakter herausgebildet?

Diese Eigenschaften haben eine sehr, sehr

lange Geschichte, und es gibt Leute, die behaupten, dass sich wichtige Stränge seit der Germanenzeit erhalten haben.

Was sind die wichtigsten Eigenschaften der Deutschen aus germanischer Zeit?

Der germanische Eigensinn, die germanische Zwietracht, aber auch die germanische Treue, wobei nicht immer ganz klar ist, zu wem – dies sind die Eigenschaften, die als germanischer Freiheitssinn idealisiert werden. Wenn ich Luther zitieren darf, der sagte, die Schweizer seien die besten Deutschen, dann ist gerade das Freiheitsbewusstsein hervorstechend.

Woher kommt dieser Ur-Drang nach Freiheit?

Der Freiheitsgedanke selbst ist nicht typisch germanisch, sondern typisch für die Nordvöl-

ker. Schon Aristoteles hat behauptet, dass die Nordvölker nicht imstande seien, grosse Staaten zu gründen, dass es denen an Disziplin fehle und dass sie eben auch keine Tyrannen und keine Könige dulden würden. Der Freiheitsgedanke wurde vom römischen Historiker Tacitus hoch gelobt, und dies erklärt auch die merkwürdige Position des Tacitus, der den germanischen Legionenbesieger Arminius, den Sieger der Varusschlacht, nicht als den grossen Verräter und Gegner Roms hinstellt, sondern als Freiheitshelden. Tacitus' Herz schlug für die alte römische *libertas*, und er sah in Arminius die Verkörperung dessen, was die Römer in der Kaiserzeit verloren hatten.

Man sagt den Deutschen Obrigkeitsgläubigkeit nach. Die Germanen wären demnach ein klares Gegenbild.

Achtung. Die Obrigkeitstreue ist ableitbar aus dem germanischen Gefolgschaftsgedanken. Die Germanen waren ähnlich wie die Kelten in Gefolgschaften organisiert. Die Treue gegenüber dem Gefolgsherrn war oft stärker als die Treue gegenüber dem Fürsten oder gegenüber dem Kaiser. Anders lässt sich das Fehdewesen im Mittelalter gar nicht erklären. Moderne Begriffe wie «Gemeinschaft» oder «Solidarität» sind urgermanischen Charakters.

Wie stark hat die Geografie die Mentalität der Deutschen geprägt?

Wenn ich an die Griechen denke, die in den unterschiedlichsten Gegenden den gleichen Charakter bewiesen haben, oder wenn ich an deutsche Siedlungen in den USA erinnere, die noch deutscher aussehen als die Siedlungen in der Heimat, dann habe ich Zweifel, was die geografische Prägung angeht. Auch die von Katharina der Grossen in Russland angesiedelten Deutschen lebten in Dörfern, die als deutsche Dörfer erkennbar waren. Die Deutschen haben die Mentalität mitgebracht und bewahrt, unabhängig von der Geografie. Die Bedeutung der Geografie wird überschätzt für die Entstehung und Weiterentwicklung des Volkscharakters.

Der römische Historiker Tacitus war der erste grosse Deuter der Germanen. Was sind seine interessantesten Beobachtungen?

Tacitus beschreibt mit Bewunderung den germanischen Familiensinn, das Prinzip Grossfamilie, das bis ins 20. Jahrhundert hinein wirksam blieb: Die Frau versorgte Haus und Kinder. Der Mann war für den Aussendienst zuständig. Er musste das Haus bauen, das Handwerk üben, die Ernährung sicherstellen. Auch der Kinderreichtum der Germanen wurde registriert. Das war bemerkenswert. Tacitus rühmt an den Germanen, dass es nicht üblich sei, die Kinderzahl künstlich zu begrenzen. Die Römer haben das zweite oder dritte Kind ausgesetzt oder verkauft oder Empfängnisverhütung betrieben. Daraus ergab sich für die Römer auch ein militärisches Problem. Man konnte die Germanen mehrfach besiegen, aber die nächste Generation stand schon auf der Matte.

Wie sahen die Germanen ihre Frauen?

Tacitus lobt an den Germanen den Respekt, den sie gegenüber ihren Frauen hatten. Die Frauen waren den Göttern näher. Die Seherinnen waren geheiligte Figuren, die auch in der Politik eine grosse Rolle spielen konnten. Bei den Römern gab es das nicht. Das hochgelobte Frauenbild erlebte mehrfach ein Comeback, etwa bei den Minnesängern oder im galanten 18. Jahrhundert. Schliesslich im Feminismus von Alice Schwarzer, da ist nicht viel Neues dran.

In Ihrem Buch über die Deutschen nennen Sie auch die Freude am dörflichen Leben als ein germanisches Merkmal, das bis in die grüne Gegenwart überdauerte.

Eindeutig. Die Germanen empfanden Städte als Gefängnisse, sie fühlten sich dort wie in Gräbern eingeschlossen. Sie mussten den blauen Himmel über sich haben und liebten das Leben mit der Natur, was man in der Stadt so nicht haben kann. Die Germanen brauchten den Wald, sie brauchten die Wiese und den Garten. Das pflanzte sich fort, wenn man so will, bis in die Schrebergartenbewegung.

Vielleicht waren die Germanen nicht in der Lage, schöne Städte zu bauen, und machten daher aus der Unfähigkeit eine Tugend.



Hochgelobtes Frauenbild: Kanzlerin Merkel.

Dem widerspricht die Tatsache, dass die römischen Städte, die von den Germanen erobert wurden, von den Germanen nicht besiedelt wurden. Die haben alles rausgeräumt, was sie brauchen konnten, und sind in ihre Dörfer zurückgegangen.

Grosse Teile Deutschlands sind nie romanisiert worden. Wie hat sich dies auf den Volkscharakter ausgewirkt?

In den von den Römern beherrschten Teilen Deutschlands gab es Städte, die im Mittelalter wieder reaktiviert wurden. Die wuchsen dann auch. Christianisierung und Zivilisierung gehen eindeutig vom römisch besetzten Teil Germaniens aus. Interessanterweise hat aber Karl der Grosse manche germanische Gebräuche in die römisch-zivilisierte Sphäre hinübergerettet.

Welche Mentalitäten entwickelten sich in den nicht romanisierten Teilen Deutschlands?

Die nicht romanisierten Teile haben für die Ausbildung des Nationalcharakters eine grössere Rolle gespielt, weil sie mehr oder weniger unverfälscht in die Geschichte eingeflossen sind. Das Leben in Norddeutschland war viel härter als im Süden. Die Heidebauern und Nordseefischer hatten ein sehr viel karger Leben und mussten sich behaupten, sehr ähnlich wie die Alemannen in den Alpen. Daher sind der Durchhaltewille und die Durchhaltekraft wie auch der typisch germanische Trotz in diesen Gegenden stärker ausgeprägt.

Bis heute ist der Süden, abgesehen von den nördlichen Küstenstädten, geschäftstüchtiger als der Norden. Ist das eine Spätfolge der römischen Eroberung?

Alles, was mit dem Phänomen Stadt zusammenhängt, dazu gehören die Wirtschaft und die Wissenschaft, hatte in den ehemals römischen Gebieten eine weit bessere Ausgangslage.

Die Germanen haben in späteren Jahrhunderten Rom erobert. Hat sich daraus das deutsche Grossmachtstreben entwickelt?

Die Germanen selber hatten nie erfolgreiche Versuche unternommen, ein Grossreich zu bilden. Überhaupt nicht. Typisch für die Germanen ist die Stammesstruktur, kleine, überschaubare Einheiten. Die Versuche, grosse Verbände zusammenzufassen, sind in der Regel gescheitert. Das Typische dafür ist ja das Entstehen der Franken, der Sachsen und der Alemannen im 3. Jahrhundert nach Christus. Sie entstanden als Stämme im Kampf gegen Rom, aber sie wurden nie zentral organisiert. Nach dem Sieg, aber erst recht nach einer Niederlage, fielen die Koalitionen wieder auseinander.

So ist dem deutschen Wesen seit Anbeginn eine gewisse Abneigung gegen zentralistisch geordnete Verbände eigen, eine Art Kantönlicheist?

Ganz deutlich. Der Partikularismus ist mit der germanischen Zwietracht geburtsursprünglich. Es war ein endloser Prozess, wie Chlodwig das Frankenreich zusammenbekommen hat. Er zwang jede Provinz einzeln, sich ihm zu unterwerfen, und nach seinem Tod fiel alles wieder auseinander, weil jeder Sohn seinen Anteil bekam.

Im Mittelalter kommt das Nibelungenlied in die deutsche Geschichte, das traurig-tragische Epos um Heldenmut, Verrat und Untergang. Warum haben sich die Deutschen eine so depressive Nationalsage zugelegt?

Es sind wahrscheinlich Urgegebenheiten des germanischen Nationalcharakters: Der heroische Untergang spielte eine grosse Rolle. Bei einigen Völkern in der Antike ist Ähnliches zu beobachten; Städte, die sich selber ansteckten, bevor sie vom Feind erobert wurden, etwa Karthago. Durch die Barden wurden solche schmerzvollen Ereignisse



Grosse Symbolik: die deutsche Eiche.



Fähigkeit zu protestieren: Reformator Luther auf dem Reichstag zu Worms, 1521.

heroisiert, ein Untergang war nicht vergessen, sondern er wurde gefeiert.

Die Schweizer haben mit dem Tell ein Nationalepos mit happy ending. Warum heroisieren die Deutschen den Untergang?

Man muss aufpassen mit dem Begriff «Nationalepos». Das Nibelungenlied war im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit vergessen. Nicht wie Homer, der durchgehend Katechismus war. Das Nibelungenlied wurde in der Romantik reaktiviert und zum Nationalepos erklärt, weil man den anderen Nationen etwas Ebenbürtiges entgegenhalten wollte. Die literarische Qualität war da wohl wichtiger als das Untergangsmotiv. Die anderen Epen waren zu einfach gestrickt, Parsival war zu französisch geprägt, Artus zu keltisch. Es blieben die Nibelungen.

Wie hat der Reformator Luther die Deutschen geprägt? Warum wurde und wird er so verehrt?

Luther war Protestant. Genauer: Er ist zum Protestant geworden. Er hatte die Fähigkeit zu protestieren, die Welt herauszufordern, die Weltmacht des Kaisers, des Papstes, als kleiner Sohn eines Bergmanns. Dies hat Carl Friedrich von Weizsäcker einmal verbunden mit dem Begriff des deutschen «Titanismus», der Selbstüberschätzung, manchmal erfolgreich, meistens erfolglos. Dieses trotzig Aufbegehren, sich nichts sagen zu lassen, keine Abhängigkeiten zu akzeptieren und die Fremden rauszuhalten: Das sind Dinge, die mit Luther beginnen, aber auch von den Humanisten weitergetragen werden. Es sind Keimzellen eines übersteigerten Nationalismus.

Interessanterweise widerspricht auch Luther dem Klischee des obrigkeitstreuen, geduckten Deutschen.

Die Obrigkeitstreu wird gespeist durch das Tyrannen-Klischee. Nur wenn der Herrscher ein Tyrann ist, ist es ein Verdienst, nicht obrigkeitstreu zu sein. Die deutschen Fürsten aber waren in der Regel eben keine Tyrannen. Sie waren im Gegenteil mit ihren Untertanen so verbunden, dass es keinen Sinn ergab, eine Revolution zu entfesseln. Immer kurz bevor es so weit war, haben die Fürsten nachgegeben. Daher ist die Ob-

«Die Deutschen haben sich nach 1945 von grösseren politischen Ambitionen verabschiedet.»

rigkeitstreu keine Untugend und nicht als Kritikpunkt zu werten. Die Obrigkeit hat eben so regiert, dass eine Revolte nicht nötig war. Das spricht für die Obrigkeit, nicht gegen die Untertanen.

Luther als deutscher Protest-Titan, aber er war auch der grosse Bibelübersetzer.

Luther gilt als der Schöpfer der deutschen Hochsprache, seine Bibelübersetzung war der Erfolgsschlager in der Büchergeschichte schlechthin. Luther hat eine Bewegung losgetreten, die einfach in der Luft lag. Als er zum Reichstag nach Worms zitiert wurde, 1521, in die Höhle des Löwen, die Spanier wollten ihn auf den Scheiterhaufen stellen, war es ein Triumphzug durch Deutschland. Die Bürgermeister sind ihm entgegengekommen, haben ihn bewirtet, ihm goldene Kränze geflochten, endlich mal ein Mann, der aufsteht gegen diese Miswirtschaft der

Kirche. Selbst die Rom-treuen Fürsten sagten, im Grunde habe Luther recht. Luther wusste, dass er die Leute auf seiner Seite hatte, aber er ging das Risiko ein zu scheitern. Interessanterweise schätzte Luther den Germanen Arminius, der wie er alles riskiert und alles gewonnen hatte. Wie der Germane gegen die römischen Kaiser lehnte sich Luther gegen die römischen Päpste auf. Der Kampf gegen Rom war nicht nur in Deutschland die Wurzel des Nationalismus. Der Widerstand gegen das Imperium ist ein wesentliches Movers für die Entstehung des Nationalbewusstseins in ganz Europa.

Ein entscheidendes Ereignis, das die deutsche Mentalität beeinflusste, muss der Dreissigjährige Krieg gewesen sein, der unendliches Leid und Zerstörung brachte.

Der Dreissigjährige Krieg ist einer der grössten Irrtümer der Weltgeschichte. Was 1648 beim Frieden festgeschrieben wurde, war das Gleiche, was 1618, bei Ausbruch des Krieges, schon feststand. Cuius regio, eius religio, wer herrscht, soll die Religion bestimmen dürfen. Auch die territorialen Verschiebungen waren unbedeutend. Der Krieg war völlig überflüssig. Er hat aber weniger die Mentalitäten verändert als vielmehr das politische Geschehen in Deutschland. Es wuchs, gegen die uralten partikularistischen Instinkte, das Bedürfnis nach einer starken Zentralmacht. Dieses Bedürfnis war eine Voraussetzung für die späteren Erfolge der Preussen. Die preussische Geschichte selber ist ein Produkt des Dreissigjährigen Krieges, also der Wunsch nach einer Ordnungsmacht, die die anarchischen Zustände ein für alle Mal beendet und die Fremdmächte aus Deutschland hinauswirft. Dieses

Made in Germany

Ohne die typisch deutschen Tugenden wäre unser Alltag um ein paar Erfindungen ärmer. Von der Atombombe bis zur Zahnpasta: die zwölf wichtigsten Errungenschaften.

Von Till Hein

1790

Homöopathie. Nach dem Verzehren eines Stücks Chinarinde stellt der deutsche Mediziner Samuel Hahnemann Malaria-ähnliche Symptome an sich fest. Diese deutet er als Hinweis auf eine vermutete Heilwirkung. Er kommt zur Überzeugung, dass sich Ähnliches generell mit Ähnlichem heilen lasse, und begründet die Homöopathie.

1848



Bluejeans. Durch James Dean und Marlon Brando werden sie in den 1950er Jahren zum Kultobjekt. Erfunden hat die Bluejeans ein 1848 in die USA ausgewandertes Franke: Levi Strauss aus der Gegend von Bamberg.

1876

Bakteriologie. Als um das Jahr 1870 in ganz Europa Viehherden von Milzbrand befallen werden, will der deutsche Landarzt Robert Koch die Ursache herausfinden. Unter dem Mikroskop entdeckt er 1876 im Blut von Schafen Bakterien: Diese Tierchen lösen die Krankheit aus. Koch legt den Grundstein für einen neuen Wissenschaftszweig: die Bakteriologie.

1887



Auto. Gottlieb Daimler und Wilhelm Maybach aus Süddeutschland konstruieren die erste vierrädrige, mit Benzin betriebene Motorkutsche. Mittlerweile kurvt fast eine Milliarde davon um den Globus.

1897

Bildröhre. 1931 präsentiert der deutsche Physiker Manfred von Ardenne in Berlin das erste TV-Gerät. Er nutzt das Prinzip der Braunschen Röhre, die der ebenfalls deutsche Physiker Karl Ferdinand Braun im 1897 erfunden hat. In solchen Röhren lassen sich Teilchen beschleunigen und gegen einen fluoreszierenden Bildschirm leiten, wodurch Bilder entstehen.

1897

Aspirin. Salicylsäure lindert Schmerzen, löst aber auch Brechreiz aus. Durch Beifügung von Essigsäure synthetisiert der Forscher Felix Hoffmann daraus 1897 Acetylsalicylsäure: eines der erfolgreichsten Medikamente.



1907

Zahnpasta. Schon die Ägypter haben in Weinessig gelösten, gemahlene Bimsstein als Mundwasser verwendet. Die Zahnpasta jedoch geht auf den Dresdner Apotheker Ottomar von Mayenburg zurück. 1907 mischt er Kreidepulver, Mundwasser und ätherische Öle zu einer Paste, aromatisierte sie mit Pfefferminzblättern und füllt sie in Metalltuben ab.

1922



Gummibärchen. Anfangs heißen sie «Tanzbären», erfunden vom Süßwarenhersteller Hans Riegel aus Bonn. Dreissig Jahre später produziert die Firma Haribo täglich 100 Millionen Stück für mehr als 100 Länder.

1938

Atomkraft. Als Chemiker Otto Hahn und sein Team Ende der 1930er Jahre in Berlin Uran mit Neutronen beschossen, entdecken sie zufällig die Kernspaltung. Dabei werden Barium und Krypton freigesetzt sowie 200 Megaelektronenvolt Energie. Hahns Experimente werden zur Grundlage für die Kernenergie und die Atombombe.

1938



Computer. Der Berliner Ingenieur Konrad Zuse entwickelt den ersten vollmechanischen Rechner: Tausende bewegliche Bleche schieben Metallstifte hin und her, programmiert durch gelochte Kinofilmstreifen.

1958

Dübel. Noch im frühen 20. Jahrhundert verwendete man zur Stabilisierung von Schrauben in Wandlöchern in Schweineblut getränkte Hanffasern. Erst in den 1950er Jahren findet der Kunstschlosser Artur Fischer aus dem Schwabenland eine bessere Lösung: den S-Dübel aus Nylon, der sich beim Eindrehen der Schrauben aufspreizt.

1987

MP3. In den 1980er Jahren gelingt es Wissenschaftlern am Fraunhofer Institut in Erlangen, Audiodateien auf ein Zwölftel zu komprimieren. Übers Internet verbreitet, revolutioniert MP3 die Musikbranche.



Diskreter Charme

Der Deutsche gilt als humorloser Zeitgenosse. Zu Unrecht. Er geht nur ungern aus sich heraus. Von Hans Zippert



Aus *Berechnung stur*: Kapitän Beckenbauer mit WM-Trophäe, 1974.

Die Deutschen sind ein Volk, das niemanden kaltlässt, sie lösen Assoziationsketten der verschiedensten Art aus, je nachdem, wem sie gerade gegenüberstehen. Spielt die deutsche Fussballnationalmannschaft gegen die englische, bebildert die dortige Presse dieses Ereignis zuverlässig mit Panzern und Wehrmachtsinsignien, und auch der Hinweis auf den fehlenden Humor der Deutschen taucht in der angelsächsischen Presse regelmässig auf. Jedes Jahr liefern sich deutsche und britische Touristen deshalb erbitterte Handtuchschlachten auf Mallorca. Im arabischen Sprachraum bewundert man die Deutschen wegen Hitler, in Israel misstraut man ihnen aus dem gleichen Grund.

Die meisten Nationen sehen sich irgendwann gezwungen, Erfindergeist und Organisationsgrad der Deutschen anzuerkennen, hinter denen sie oft nur eine besondere Form der Heimtücke vermuten. Warum erfindet der Deutsche schliesslich ständig etwas Neues und versucht alles zu verbessern? Ist er etwa nicht zufrieden mit dieser Welt? Das ist kein gutes Zeichen. Eines Tages marschiert er wieder in fremde Länder ein, unter dem Vorwand, die Tagesabläufe zu optimieren und die Bevölkerung den neuesten

Erfordernissen anzupassen. Mit diesem Verdacht muss der Deutsche leben, und das kann er ganz gut. Er hat nämlich durchaus Humor. Den zeigt er aber lieber nicht so deutlich, weil dieser Humor für ihn noch etwas ungewohnt ist. Der Deutsche an sich gibt sich also nach aussen grundsätzlich stur und emotionslos. Er geht ungern aus sich heraus, Frohsinn und Heiterkeit lebt er zu genau festgelegten Zeiten und am liebsten in geschlossenen Räumen aus, um andere nicht zu stören.

Liest man einen Zeitungsbericht über so eine Veranstaltung, dann begegnet man immer der Formulierung «die sonst so sturen...», und an dieser Stelle kann man dann beliebig ergänzen: Ostwestfalen, Braunschweiger, Offenbacher, Regensburger, Sindelfinger, Usedomer, Magdeburger, Görlitzer, Wiesbadener oder auch Flensburger. Die Deutschen sind nämlich aus Berechnung stur, reserviert und zurückhaltend, mit Ausnahme der Rheinländer. Ihnen billigt man eine gewisse genetisch bedingte Grundfröhlichkeit zu. Was überall anders als Unverschämtheit, Beleidigung, Körperverletzung oder sexuelle Belästigung gilt, fällt in Köln und Umgebung unter «rheinischen Frohsinn». Milde ausgelassen geht es auch noch in bestimmten Gegenden Sachsens und Bayerns zu, man weiss vorher allerdings nie so genau, wo.

Genauso ungern wie der Deutsche aus sich herausgeht, genauso ungern horcht er in sich hinein, denn er ahnt schon, dass das fast so gefährlich sein könnte, wie aus sich herausgehen. Man weiss schliesslich nie, was man so mit sich herumschleppt, da innen drin. Der Deutsche muss also versuchen, nicht zu stark ausser sich zu geraten, aber auch nicht zu innerlich zu werden, dabei aber gleichzeitig nicht oberflächlich zu wirken. Ein Zustand, der gar nicht so leicht zu erreichen ist, und deshalb kann es sein, dass der Deutsche oft etwas angestrengt wirkt.

Ziemlich genau seit dem unseligen Krieg, Sie wissen schon, bemüht sich der Deutsche, wenn schon nicht alles richtig, dann aber wenigstens nichts falsch zu machen. Er weiss, dass das damals keinen guten Eindruck hinterlassen hat, und weil er lernfähig ist, gelang es ihm, sein Verhalten instinktiv den neuen Erfordernissen anzupassen. Als Erstes hat er sein Land in zwei verschiedene Territorien aufgeteilt und sorgfältig voneinander abgetrennt, um zu sehen, ob sich der kommunistische oder der kapitalistische Teil am besten entwickelt. Ausserdem wirkten zwei kleine Deutschlands auf andere Nationen weniger bedrohlich als ein grosses. Die Versuchsreihe endete bekanntlich am 9. November 1989, und seitdem hat man sich für die kapitalistische Variante entschieden, obwohl einige das im Moment sehr bereuen.

Der Deutsche versucht durchaus, in allem der Beste zu sein, aber es darf nicht ambitioniert oder ehrgeizig wirken, sondern muss mehr wie ein Unfall aussehen. Man erinnere sich nur an die Fussballweltmeisterschaft. Noch 1974 hatte man da ziemlich aufgetrumpft, die Holländer mit Schwalben und Abseitstoren gedemütigt und bei der Siegesfeier dicke Zigarren geraucht.

1990 wirkte das Ganze viel nonchalanter, Deutschland hatte erst ganz am Schluss zugeschlagen, als es nun wirklich nicht mehr anders ging, weil die Argentinier einfach nicht in der Lage waren, ein Tor zu schießen. Allerdings hatte Beckenbauer anschliessend behauptet, die gesamtdeutsche Mannschaft sei nun auf Jahre hinaus unschlagbar. Die anderen Nationen begriffen aber schnell, dass das kein Anspruch auf die Weltherrschaft bedeutete, sondern dass Beckenbauer einen Witz gemacht hatte. Womit wir einen glaubhaften Beweis für den neuentwickelten deutschen Humor hätten. Noch geschickter ging dann natürlich Klinsmann vor, der seine Mannschaft bewusst an den unsympathischen Italienern scheitern und Dritter werden liess und damit Deutschland endgültig zum beliebtesten Land der Welt machte. ○

Bewusstsein hat sich in Brandenburg, wo Preussen entstand, gleichsam fokussiert und dann über das ganze Land ausgebreitet. Auf geistiger Ebene war der Pietismus vielleicht eine Folge des Krieges, die Neigung, das Heil im Jenseits zu suchen.

Die Leistungen Preussens erscheinen im Rückblick monumental. Aus wenig fruchtbaren Sandböden, das eigene Fürstentum territorial verzettelt, wurde innert kürzester Zeit eine Weltmacht gestampft. Wie erklären Sie sich diesen Vorgang?

Es gibt den Menschenschlag, den wir in diesen unwirtlichen Gegenden haben, und es gibt das protestantische Erbe. Die Preussen orientierten sich an den Vorbildern Frankreich und Österreich, doch es gelang ihnen etwas ganz Eigenes. Als preussische Tugenden gelten Pflichterfüllung, Verantwortungsbewusstsein, Durchhaltevermögen und unbedingte, unbestechliche Korrektheit. Das militärische Element darin ist unbestreitbar, aber die Ehre stand über dem Gehorsam. Als Christoph von Saldern 1761 von Friedrich dem Grossen den Befehl erhielt, in Hubertusburg die Kunstsammlung des sächsischen Königs zu verkaufen, nachdem dieser Charlottenburg verwüstet hatte, da meldete der General: «Euer Majestät halten zu Gnaden, das ist gegen meine Ehre und meinen Eid.» Er wurde entlassen.

Wurde Deutschland eigentlich je von der Aufklärung voll erfasst, oder blieb man in der Romantik stecken?

Die Aufklärung ist ein universaler Prozess, der noch nirgendwo voll durchgedrungen ist, zu meinem grossen Bedauern! Der Einfluss der Engländer auf die deutsche Aufklärung ist allerdings eindeutig zu erkennen. Ohne den Schotten Hume wäre Kant nicht vorstellbar.

Den Sprung zum Liberalismus eines Adam Smith schaffte Kant allerdings nicht.

Nein, aber interessanterweise schlug die Aufklärung in die Politik durch. Friedrich der Grosse verbot an seinem ersten Amtstag die Folter. Die Aufklärung setzte sich durch, wurde aber konterkariert durch die Romantik.

Was war das spezifisch Deutsche an der deutschen Aufklärung?

Die deutsche Aufklärung ist nicht so pathetisch wie die französische und nicht so praktisch wie die englische. Die Deutschen waren immer eher theoretisch veranlagt, spekulativ, wenn man so sagen will, aber eben auch kritisch.

Der deutsche Philosoph Hegel hat im 18. Jahrhundert eine Weltformel vorgelegt. Er war das lebende Denkmal des deutschen Idealismus. Warum haben die Deutschen diesen Weltanschauungsfimmel?

Der Versuch, die Welt zu erklären, die ganz grosse Systematik aufzubauen, ist eine ty-



Preussische Tugenden: Friedrich der Grosse im Siebenjährigen Krieg, 1758.



Wille, alles wieder aufzubauen: Trümmerfrauen in Berlin, 1946.



Technisch-zivilisatorischer Fortschritt: Mercedes-Werk in Sindelfingen, 1954.

pisch deutsche Aufklärungstradition. Das ist die geistige Variante des politischen Titanismus. Wenn man die Weltordnung, anders als ein Napoleon, schon nicht gestalten kann, will man sie wenigstens verstehen.

Eine Art Weltherrschaft des Geistes.

Sicherlich. Der Protestantismus hat sich als Universalreligion verstanden. Aber dann ergab sich bei Schiller das Weltbürgerliche, bei Kant auch. Man will die Nationalstaaten nicht auflösen, aber in einen grossen Verbund eingliedern, der dann letzten Endes in das Weltbürgertum mündet. Dass man über die eigenen Grenzen hinauswill, ein Ungenügen empfindet am Hier und Jetzt, ist ein Urmotiv. Hegel war schon ein philosophischer Napoleon.

Wie hat der Wald die Deutschen geprägt?

Der Wald ist als Naturphänomen in Germanien schon von den Römern bestaunt worden. Der ältere Plinius sagt, die deutschen Eichen seien das grösste Naturwunder, das es je gegeben hat. Der Wald spielte in Deutschland immer eine kolossale Rolle. Schon Arminius hätte im offenen Feld die Römer nie schlagen können, also war der germanische Sieg nur mit Hilfe der Bäume möglich und natürlich des Wetters. Das Holz war der entscheidende Faktor in der germanischen Wirtschaft. Der alte indogermanische Baumkult hat sich sehr lange gehalten. Manche Bäume wurden Heiligen gewidmet, der Wald ist also gleichsam christianisiert worden. Die Märchen und Sagen dürfen nicht vergessen werden.

Was waren die Wirkungen auf den Volkscharakter?

Der Schriftsteller Elias Canetti hat gesagt, Wald sei ein militaristisches Symbol, so wie die Bäume nebeneinanderstehen, stehen die Soldaten nebeneinander. Das Bild ist an den Haaren herbeigezogen, denn Ordnung im Walde kam erst mit der neuzeitlichen Forstwirtschaft auf, die Urwälder waren wild, ungeordnet, undurchdringlich.

Stimmt es, dass sich die Deutschen der Eiche verwandt fühlen, sich in diesem Baum wiedererkennen?

Sicher. Die Eiche heisst auf Griechisch «dry». Das hängt mit dem englischen Wort «tree» zusammen. Die Eiche als Ur-Baum, als Baum schlechthin, denn jeder Baum ist eine Variante der Eiche. Die Eiche hat das härteste Holz. Das Wort Treue kommt von «tree», die Festigkeit, das Zusammenhalten, da steckt eine grosse Symbolik drin. Die Linde ist geschmeidiger, weicher, schattenspendend; sie riecht gut mit ihren Blüten. Im Nibelungenlied spielt die Linde eine gewaltige Rolle, Siegfried erhält das Lindenblatt auf die Schulter, was ihn verwundbar macht; schliesslich stirbt er unter einer Linde.

Würden Sie die Deutschen als rationalistisch oder irrationalistisch bezeichnen?

Aus französischer Sicht sind sie gemütvolle Irrationalisten, aus russischer Sicht dagegen gefühlsarme Rationalisten. Eiskalte Berechnung aber ist gewiss kein deutscher Charakterzug.

Die Deutschen hatten immer wieder hervorragende Heerführer, ausgezeichnete Truppen. Um ein Haar hätten sie zwei Weltkriege gewonnen. Gibt es eine Erklärung für das kriegerische Talent?

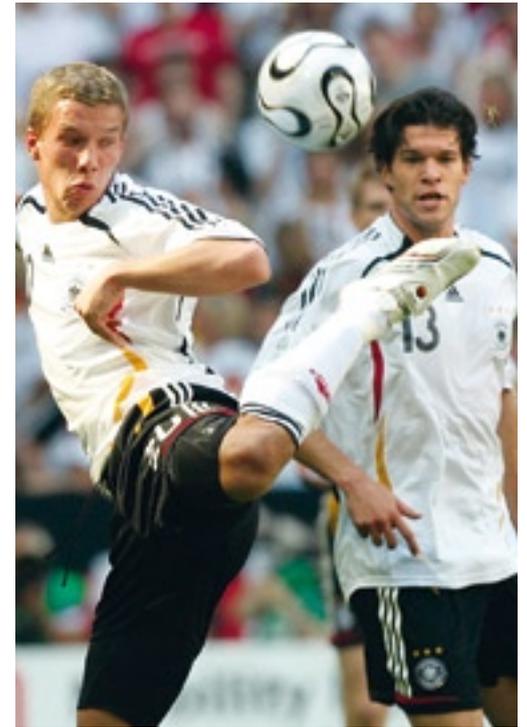
Das wehrhafte Element prägt die Geschichte des deutschen und des germanischen Adels. Die Griechen haben schon im 5. Jahrhundert vor Christus die Waffen in der Öffentlichkeit abgelegt. In Deutschland waren die Waffen bis ins 19. Jahrhundert allgegenwärtig. Der freie Mann trägt eine Waffe. Der germanische Adel war ein Schwertadel. Ganz anders bei den Römern, da hat die Oberschicht der Senatoren schon unter Augustus keine Waffen mehr getragen, die waren voll zivilisiert, in Deutschland hielt sich das viel länger. Bei den Germanen war jeder Mann ein Krieger.

Warum eigentlich haben die Deutschen in der Musik bedeutendere Werke hervorgebracht als in der Malerei oder in der bildenden Kunst?

Angenommen, das stimme, so könnte man eine etwas simple Erklärung bemühen: Die visuellen Künste verlangen Optik, und die Optik verlangt die Sonne. In Deutschland ist das Wetter schlecht, daher dominiert das Musikalische. Die Liebe zur Musik ist seit Urzeiten bekannt. Wir haben Gräber aus dem sechsten Jahrhundert gefunden mit Leiern. Die Orgel war ein antikes Instrument, aber erst in der Karolingerzeit wurde sie zur Kirchenmusik eingesetzt. Im Spätmittelalter bezog Italien die Tasteninstrumente aus Deutschland. Wo wurde so viel gesungen wie in Deutschland? Die Sängerbewegung in Deutschland kam aus dem Kanton Appenzel. Der Zürcher Hans Georg Nägeli gründete ab 1810 die ersten Gesangsvereine.

Sie beschreiben die Germanen als technisch rückständig. Die mittelalterlichen Deutschen hatten ein weniger gut entwickeltes Städtewesen. Dennoch wurden die Deutschen zu einer führenden Industrienation mit den besten Ingenieuren und Naturwissenschaftlern. Was war der Grund?

Der Philosoph Helmuth Plessner hat die Deutschen zur verspäteten Nation erklärt, was im Verhältnis zu den Italienern, Franzosen und Engländern sicher stimmt. Hier spielt das römische Erbe eine Rolle. Die technischen Leistungen der Deutschen aber kamen schon sehr früh. Die Uhrenherstellung wurde in Deutschland im 16. Jahrhundert in Nürnberg und in Augsburg zu einer Industrie entwickelt, was sich auf andere technische Bereiche übertrug. Die Uhr war nach der Mühle das Urbild der Maschine. Im 17. und 18. Jahrhundert übernahmen die



Ertüchtigung: Fussballer Podolski, Ballack.

Engländer die Führung, dann kamen wieder die Deutschen.

Es bleibt rätselhaft. Wie konnte die Agrarnation, die das dörfliche Leben liebte, zum führenden Industriestandort werden?

Die industriellen Leistungen sind in Deutschland verbunden mit den barocken Fürstenhöfen in Konkurrenz zu den Reichsstädten. Das Interesse fürs Technische war an den Höfen gewaltig, auch die Alchemie wurde von den Fürsten forciert, ihre Häuser wurden zu Zentren des technisch-zivilisatorischen Fortschritts.

Warum hat es in Deutschland nie eine liberale Revolution gegeben?

Es hat eine Revolution in Deutschland gegeben, wenn auch keine liberale: den Bauernkrieg, der revolutionär war sowohl in den Mitteln als auch in den Zielen. Aber er drang nicht durch, weil er nicht genügend Anklang fand. Dass der Bauernkrieg scheiterte, lag an den Ausschreitungen der Bauern und an den Fürsten, die sich milder und zuvorkommender verhalten haben als die Fürsten in anderen europäischen Gebieten, wo Revolutionen stattfanden. Schauen Sie sich die Verhältnisse im Ancien Régime Frankreichs an, oder schauen Sie sich an, wie sich Nikolaus II. in Russland verhielt gegenüber der Unterschicht. Das sind aus heutiger Sicht empörende Formen der Regierung, die es in Deutschland so nicht gegeben hat. Wenn die Fürsten Missstände bemerkten, liessen sie es durch Nachgeben nicht zu Gewaltausbrüchen kommen. Der Neid bei unseren Intellektuellen auf die Franzosen und ihre Revolution ist für mich schwer nachvollziehbar. Die Guillotine war schrecklich. Dass man bis heute die Französö-

sische Revolution verherrlicht, halte ich für pathologisch.

Waren die Deutschen auch deshalb weniger revolutionsbereit, weil sie durch ihre offenen Grenzen so verwundbar waren?

Die äussere Bedrohung war immer ein Schraubstock für den inneren Zusammenhalt.

Haben Sie als Historiker eine Erklärung dafür gefunden, welcher Zug in der deutschen Mentalität ausschlaggebend dafür war, dass man dem Diktator Hitler verfiel?

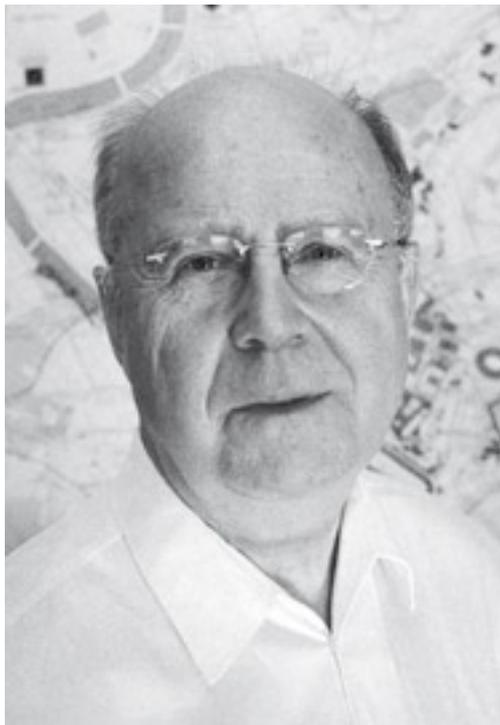
Die Rede von «Mentalität» steht einem Historiker schlecht an. Der Begriff ist ein luftiges Gebilde. Der Erfolg Hitlers beruhte auf sehr viel handfesteren Faktoren. Niemand hat so laut wie er eine Revision des Versailler Vertrages gefordert, der rechts wie links abgelehnt wurde. Niemand hat so entschieden wie er gegen den Kommunismus gekämpft, den das Bürgertum fürchtete. Niemand so eindrücklich wie er den starken Mann gespielt, den man als Retter ersehnte, als die Wirtschaft zusammenbrach. Hitler hat alle Register des Nationalstolzes gezogen, hat die militärischen Traditionen mobilisiert, mit glühender Rhetorik Ordnung und Aufbau versprochen und das Weimarer «System» verteufelt, wo, wie es hiess, sich die Abgeordneten mit Tintenfassern bewarfen. Er ist ein Produkt des Chaos.

Deutschland überlebte zwei verheerende Kriegsniederlagen, einen moralischen Bankrott. Heute steht man als erfolgreiche und geachtete Nation da. Andere Völker hätten sich vielleicht aufgelöst. Warum schafften die Deutschen diesen Wiederaufstieg?

Der deutsche Aufbauwille ist gross. Ich erinnere mich an einen peruanischen Studenten in Marburg, der mir sagte: «Es ist unvorstellbar, wenn man sich Deutschland ansieht, was da alles zerstört worden ist und wie es heute aussieht. Bei uns ist nie etwas zerstört worden, und doch ist alles kaputt.» Der Wille, alles wieder aufzubauen, liegt im deutschen Wesen. Es ist eben anders als bei vielen Südländern, die sich hinsetzen und Karten spielen. Wozu arbeiten, wenn man den Feierabend geniessen kann? Die Deutschen «schaffen» einfach. Die harte Arbeit sitzt den Deutschen im Blut.

Hat es Sie aus historischer Sicht überrascht, dass die Deutschen nach Jahrhunderten autoritärer Regime gleichsam über Nacht eine funktionsfähige Demokratie zustande brachten?

Nein, überhaupt nicht. Die Demokratie hat bei uns eine lange Vorgeschichte. Die Städte, also die eigentlichen Kulturträger, waren bei uns immer auf die eine oder andere Weise demokratisch organisiert. Die Leute, die das verhindern wollten, waren die Bischöfe – der letzte übrigens war der Bischof von Basel. Die sind von den Bürgern immer



Liebe zur Bewegung: Historiker Demandt.

wieder ausgetrickst worden. Die Emanzipation des Bürgertums fand frühzeitig statt, die adeligen Landstände waren aufmüpfig. Die Mitsprache von unten, allerdings der sozialen Ordnung angepasst, war möglich, nicht jeder konnte mitreden, aber zumindest die Honoratioren, die Stände konnten es. Die Demokratie ist den Deutschen nicht über Nacht eingepfropft worden.

Erstaunlich aber bleibt doch die Staatsgläubigkeit der Deutschen.

Ja, das ist nicht von der Hand zu weisen. Warum das so ist? Die Fürsten waren die Kulturträger, die haben in höherem Mass als anderswo für Wohlstand, für Bildung und für Kultur gesorgt. Nicht alles, was von oben kam, war in der deutschen Geschichte schlecht, daher hat sich die Obrigkeit auch nicht als Feindbild verfestigt. Diese Tradition hat sich in die Demokratie fortgesetzt, so dass wir die Anweisungen der Behörden zuvorkommender ausführen, als sie es eigentlich verdienen.

Stehen die Deutschen genetisch links?

Politische Meinungen sind nie genetisch festgelegt. Der soziale Gedanke war in Deutschland immer populär. Er wurde von allen politischen Parteien und Konfessionen vertreten. Nicht zufällig waren Marx und Engels Deutsche. Sie haben auf die Spitze getrieben, was die meisten empfanden: dass Fürsorge Menschenpflicht ist. Wie Preussentum und Sozialismus zusammenhängen, hat Bismarck mit seiner Sozialpolitik gezeigt. Sie wurde in Europa vorbildlich.

Was unterscheidet die Deutschen nach 1945 fundamental von den Deutschen vor 1945?

Das Volk ist dasselbe. Es gibt zahlreiche Traditionen, die diesen Bruch überdauert ha-

ben. Aber nach 1945 haben die Deutschen, wie ich meine, endgültig, Abschied genommen von grösseren politischen Ambitionen. **Ist es berechtigt, den Deutschen so etwas wie Grössenwahnsinn vorzuwerfen?**

Ich halte solche Thesen für wenig hilfreich. Wenn Sie sich spanische Bauwerke, etwa den Escorial, anschauen oder Versailles in Frankreich, könnten Sie mit Blick auf diese Völker zu ähnlichen Schlüssen kommen. Es gab bei den Deutschen immer den Widerspruch zwischen Kleinräumigkeit, Heimatgefühl und dem Wunsch nach der umfassendsten geistigen Ebene. Politisch wurde das nie umgesetzt. Es wäre auch unsinnig gewesen, das Römische Reich wieder zu errichten oder die proletarische Weltrevolution anzustreben.

Es gab Historiker, welche die Deutschen als «nervöses Volk» kritisierten. Zu Recht?

Nein. Die Deutschen stehen zwischen den temperamentvollen Franzosen und den eher phlegmatischen Slawen vielleicht in der Mitte, aber die Mitte ist nicht der schlechteste Platz, wie schon Aristoteles bemerkte.

Welche germanischen Merkmale haben alle Zeiten und Brüche überstanden?

Das Aktionsbedürfnis, das Schaffenwollen, die Lernbereitschaft, die grundtrotzige Haltung, sich durchsetzen zu wollen, sich zu behaupten, man kämpft um jedes Tor im Sport, das steckt den Deutschen im Blut.

Haben wir einen wichtigen Aspekt des deutschen Nationalcharakters vergessen?

Ja! Die Liebe zum Sport. Die Faszination reicht bis in die kleinsten Dörfer. Es ist ja nicht zufällig, dass der Deutsche Sportbund zum grössten Verein der Welt avancierte. Die körperliche Ertüchtigung spielt eine gewaltige Rolle. Das geht schon auf Tacitus zurück. Sport war eng verbunden mit dem Kriegswesen. Zum deutschen Volkscharakter gehört die Liebe zur Bewegung. Die sportliche Leistung wiederum korrespondiert mit der geistigen Anstrengung. Bei den Engländern ist das auch so – da haben Sie das germanische Wesen.

Was ist die Summe aus all Ihren Studien zu den Germanen und den Deutschen?

Meine Haupteckdaten sind, dass die Historie seit Ranke vielleicht einen falschen Akzent gesetzt hat. Wir haben den militärischen Teil der Geschichte immer für den interessantesten gehalten. Das Interesse an der Politik aber muss nicht dominieren. Auf dem Gebiet der Kultur haben die Deutschen viel mehr geleistet, und auf diesem Gebiet sollten sie weitermachen.

Alexander Demandt

Der Gesprächspartner ist Althistoriker und Kulturwissenschaftler. Er lehrt als Professor für Alte Geschichte an der Freien Universität Berlin. 2007 erschien von ihm «Über die Deutschen. Eine kleine Kulturgeschichte» im Propyläen-Verlag, Berlin.

Die wichtigsten Deutschen

Von Angela Merkel bis Franz Beckenbauer: Wer verkörpert heute die Bundesrepublik? Eine Landeskunde in neun Kurzporträts. Illustrationen von Bianca Litscher



Angela Merkel — Noch immer wird sie unterschätzt. Die DDR-Physikerin kam als «Kohls Mädchen» in die Politik und fing in einer Nebenrolle an. Die Parteigranden belächelten sie, aber

nicht lange. Mit einem machiavellistischen Überraschungstreue löste sie sich vom Übervater Kohl, als sie ihn wegen einer Spendenaffäre öffentlich kritisierte. Der Loyalitätsbruch war das Coming-out einer gewieften Machtpolitikerin. Merkel überstand alle innerparteilichen Auseinandersetzungen auch deshalb, weil ihre Rivalen an der eigenen Eitelkeit scheiterten.

Das Klischee trifft zu: Merkel hat einen naturwissenschaftlichen Zugang zur Politik. Sie denkt mehrere Züge voraus, verbeisst sich allerdings nicht in Prinzipien, sondern bleibt flexibel bis zur Unkenntlichkeit. Man warf ihr Gefühlskälte und Mangel an Pathos vor. Im hitzigen Klima der deutschen Parteipolitik kann man ihren Ansatz auch als wohltuend sachlich empfinden. Dem heroischen Macho-Kitsch ihres Amtsvorgängers Schröder hielt sie die Unbeirrbarkeit einer spröden, aber bodenständigen Hausfrau entgegen. Auch Schröder glaubte sich über die Rivalin lustig machen zu können – bis sie ihn eiskalt ablöste.

Was Merkel will, bleibt rätselhaft. Sie trat mit einem für CDU-Verhältnisse sehr liberalen Programm an. Inzwischen wird sie von Parteikollegen kritisiert, weil sie ihre Truppen ohne Berührungängste in sozialdemokratisches Terrain verschiebt. Der Schritt nach links mag ideologisch nicht lupenrein sein, aber die Kanzlerin sichert im Zentrum ihre Macht, indem sie den Gegner durch Anverwandlung schwächt. Vielleicht zeichnet sie das neben Intelligenz und ihrem Gespür für Selbsterhaltung am meisten aus: Gegen den Weltanschauungsfimmel der Deutschen setzt sie praktische Vernunft. Und Machtinstinkt. Als ihr Herausforderer Steinmeier seine Kanzlerkandidatur anmeldete, verzichtete er freiwillig auf den Parteivorsitz der SPD. So ein Fehler wäre der Regierungschefin nie passiert. *Roger Köppel*



Oliver Pocher — Der Vertreter des neuen deutschen Humors ist die Rehabilitation Deutschlands in den Massenmedien. Und das aus drei Gründen: Pocher beweist – nicht zum ersten Mal, wir

erinnern uns –, dass einer in Deutschland nicht zwingend gross und laut sein muss, um Erfolg zu haben; Pocher ist klein und laut und erreicht dennoch die Menge. Zweitens ist Pocher der lustigste Zeuge Jehovas, genauer: spassiges, weil gewesenes Mitglied dieses Vereins, dem seine Eltern noch immer verpflichtet sind. Und drittens hat er während eineinhalb Jahren auf ARD den Kasper gemacht und damit gezeigt, dass Harald Schmidt unerreichbar ist. Doch wo ein Pocher ist, da ist ein Weg zum Triumph: Bei seinem ersten Fernsehauftritt 1998, in einer Nachmittags-Talkshow von Bärbel Schäfer, erntete er vom Studiopublikum Buhrufe und Pfiffe. Unbeeindruckt spielte er weiter und erklärte später der Moderatorin, dass er das Talent zum Entertainer habe.

Geboren wurde Oliver Pocher 1978 in Hannover. Er lernte Versicherungskaufmann, arbeitete aber bereits nebenberuflich als Radiomoderator und trat als DJ bei Familienfesten auf. Auf ungesichertes, dabei einträglicheres Gelände – sein Jahreseinkommen bezifferte er in einem Interview einmal mit einer Million Euro – begab er sich im Alter von zwanzig Jahren, als der Musiksender Viva ein Einsehen hatte und dem jungen Mann als unbeirrbareren Künstler nach seinem hoffnungslosen Start bei Schäfer eine einwöchige Gastmoderation anbot. Pocher kam, kalauerte und siegte.

Inzwischen hat er die Klinkentour als Comedy-Show-Moderator bei den Privatsendern hinter sich, wurde von Kollege Schmidt und dem öffentlich-rechtlichen Fernsehen für mündig erklärt, hat ab Herbst bei Sat 1 eine eigene Show und nennt seine Tournee, die ihn nächstens auch in die Schweiz führt, grundehrlich, wie er nun einmal ist: «Gefährliches Halbwissen». Man muss Oliver Pocher dankbar sein, denn er rettet uns vor Mario Barth. *Daniele Muscionico*



Helmut Schmidt — Er ist der bedeutendste lebende Deutsche. Zusammen mit seiner Frau Loki stellt er auch das bedeutendste deutsche Ehepaar. Beide belegen die ersten zehn Plätze der deutschen

Bestsellerlisten. 1. «Ausser Dienst» 2. «Auf eine Zigarette mit Helmut Schmidt» 3. «Auf noch eine Zigarette mit Helmut Schmidt» usw. Sein Leben wurde bereits zu Lebzeiten verfilmt («About Schmidt»). In den sechziger und siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts war er als «Schmidt Schnauze» bekannt. Was viele nicht wissen, Helmut Schmidt ist Mitglied der SPD und hat die Partei gemeinsam mit August Bebel gegründet. Er bewahrte Hamburg vor dem Versinken im Meer und erfand den legendären Nato-Doppelbeschluss, mit dessen Hilfe er auch den Terrorismus in Deutschland erfolgreich bekämpfte. Durch einen heimtückischen Verrat der FDP wurde er 1980 gestürzt. In der darauffolgenden Wahl stimmte die Mehrheit der Deutschen versehentlich für Kohl, weil der auch Helmut hiess, allerdings viel dicker war.

Helmut Schmidt hat zeit seines Lebens geraucht, zuerst Schokoladenzigaretten, dann Pfeife, dann filterlose Zigaretten, dann Filterzigaretten und zum Schluss Mentholzigaretten. Von ihm stammt die Erkenntnis: «Wer Visionen hat, sollte zum Arzt gehen.» Im Grundgesetz steht, dass das Rauchverbot für alle Bürger gilt, ausser für Helmut Schmidt und seine Frau. Schmidt kann auch Orgel spielen, er ist der einzige Politiker, der gleichzeitig orgeln und rauchen kann. Helmut Schmidt ist auch der einzige Politiker, von dem Deutsche einen Gebrauchtwagen kaufen würden. Würde Schmidt eine eigene Partei gründen, könnte er mit 95 Prozent aller Stimmen rechnen. Wenn Deutschland eine Monarchie wäre, hiesse der König Helmut I. und seine Gattin Lady Loki. Er spricht fließend Englisch, aber auch Deutsch. Er könnte sich also mit den meisten deutschen Politikern unterhalten, aber weil Helmut Schmidt wirklich clever ist, lässt er das lieber bleiben. *Hans Zippert*



Alexandra Maria Lara — Klar, da sind diese Augen. Gross und dunkel, samten. Sie sind aber nicht nur schön, diese Augen, sondern blicken auch klug. Eben diese Mischung muss es gewesen sein,

die Francis Ford Coppola bewog, Alexandra Maria Lara höchstpersönlich anzurufen, um sie für seinen Film «Jugend ohne Jugend» zu verpflichten. Entdeckt hatte er die gebürtige Rumänin im Oscar-nominierten Streifen «Der Untergang», wo sie die Rolle der Hitler-Sekretärin an der Seite von Bruno Ganz eindringlich verkörperte.

Der Coppola-Film flopte, er war zu abgehoben und zu eigenwillig. Was Alexandra Maria Lara aber keineswegs störte. Und ihrer Karriere erst recht keinen Abbruch tat. Sie arbeitete danach mit Anthony Hopkins und Charlotte Gainsbourg, wählte ihre Rollen weiterhin mit Bedacht. Als Tom Cruise ihr einen Part in «Valkyrie» anbot, lehnte sie höflich, aber stupend ehrlich ab: «Die Rolle war uninteressant.» Was da auch mitschwang: Einmal Hitler ist okay, aber man muss es ja nicht gleich übertreiben.

Diese Lockerheit steht für das neue deutsche Selbstbewusstsein, das die 30-Jährige verkörpert: Bloss weil Hollywood ruft, lässt man nicht gleich alles liegen und stehen. Es muss passen. Die Karriere wird zwar sorgfältig geplant und die Ansprüche an sich selbst sind hoch, aber da ist keine Spur mehr von Verbissenheit. Lara verströmt vielmehr eine Leichtigkeit, die auf Bodenständigkeit und Unaufgeregtheit basiert.

Dass sich die junge Frau mit einer der steilsten Karrieren im deutschen Film nicht verbiegen mag, beweist ihre Souveränität und ihre Klasse. An Anlässen der Prominenz ist sie nur dann zu sehen, wenn es denn sein muss. Und überzeugt auch da mit ihrem Stil: Derart unangestrengt ging noch keine über den roten Teppich. Da will jemand kein Star sein. Sondern eine grosse Schauspielerin. Man sollte die Klugheit in ihren Augen wirklich nicht unterschätzen. *Bettina Weber*



Dieter Zetsche — Er herrscht über den deutschesten aller Autohersteller: Der Daimler-Konzern mit Sitz in Stuttgart hört auf das Kommando des Mannes mit dem markanten Schnauzer, der seit

Studentenagen mit Mercedes-Motoren hantiert. Sein Job ist noch immer ein besonderer im Land: Der Draht ins Kanzleramt in Berlin ist traditionell kurz. Überlegungen wie diejenige, näher an den Erzrivalen BMW zu rücken, werden in politischen Zirkeln abgestimmt. In Einkauf und Entwicklung sollen Daimler und die Bayern künftig enger kooperieren. Die Eigenständigkeit der Marke jedoch gehört zum täglichen Bekenntnis des Dieter Zetsche. Alles andere wäre fahrlässig. Noch immer symbolisiert der Stern auf dem Kühler den Stolz der deutschen Industrie.

Gerade jetzt, in der «Jahrhundertkrise» (O-Ton Zetsche), welche die Autobranche durchruckt und auch die Mercedes-Werke stillstehen lässt, beruft sich der 56 Jahre alte Manager auf die Historie, auf die Erfinder des Automobils: Gottlieb Daimler und Carl Benz. Die sind lange tot. Und das Sagen bei Mercedes haben längst keine süddeutschen Tüftler mehr, sondern zu Milliarden gekommene Ölscheichs: Kuwait und Abu Dhabi haben sich mit Aktien eingedeckt. Bedrohlich findet das heute niemand mehr, am wenigsten der Vorstandsvorsitzende Zetsche, ist er doch heilfroh über halbwegs stabile Eigentümer. Schliesslich musste er bis vor kurzem eine feindliche Übernahme fürchten: Das Debakel mit Chrysler nahm dem Konzern die Luft. Gerade noch rechtzeitig hat Zetsche jüngst die missglückte Partnerschaft beendet. Wie viele Milliarden in Detroit über die Jahre insgesamt verbrannt wurden, fragt man ihn lieber nicht: Die Episode als vermeintlicher Chrysler-Retter hat ihm einst den Weg an die Konzernspitze geebnet. Um sich dort zu behaupten, braucht es eines sicher nicht: rückwärtsgerichtete Selbstzweifel. Dafür fehlt Zetsche der Sinn in diesen Tagen. Die Lage auf dem Automarkt ist hart genug. *Georg Meck*



Günter Grass — Der grösste lebende deutsche Schriftsteller. Irgendwann mal auch der grösste tote deutsche Schriftsteller, falls er mal sterben sollte, was keineswegs sicher ist. Grass schrieb dicke

und dünne Bücher und für «Die Blechtrommel» (dickes Buch) bekam er den Nobelpreis. «Die Blechtrommel» war extra vorher von Volker Schlöndorff verfilmt worden, damit sich die Mitglieder der schwedischen Akademie schneller über den Inhalt informieren konnten. Grass schrieb auch den «Butt», was aber keine Abkürzung von Buttenbrooks ist und auch nichts mit Hans-Jörg Butt, dem Torhüter des FC Bayern München, zu tun hat. Grass arbeitet seit ca. 1969 als «Gewissen der Nation». Das heisst, er muss sich immer dann zu Wort melden, wenn ihm danach ist, und ihm ist praktisch immer danach. Wegen Überlastung kann Grass in diesem Jahr keine weiteren Termine mehr wahrnehmen. Folgende Aktionen wird er aber garantiert durchführen: Am 14.7. unterzeichnet er einen Appell gegen überhöhte Managergehälter, am gleichen Tag erscheint die DVD seines Protestmarsches über den Bauplatz der Dresdner Waldschlösschenbrücke mit finnischen Untertiteln. Am 10.8. wird Günter Grass an einer Mahnwache für die Opfer künftiger Katastrophen teilnehmen und eine Denkschrift zum Klimawandel mit unterzeichnen, die am 16.12. dann in einer vom Künstler illustrierten Prachtausgabe erscheint. Am 17.12. erhält Grass den Preis der Stadt Itzehoe «für permanente Einmischung». Bevor er sich überall einmischte, schrieb Grass Reden für Willy Brandt, die dieser sogar vorgelesen hat. Ausserdem soll Grass, Gerüchten zufolge, auch die Choreografie für Brandts Warschauer Kniefall ausgearbeitet haben.

Vor zwei Jahren veröffentlichte er das Buch «Vom Häuten der Zwiebel». Darin fand er heraus, dass er früher einmal Mitglied der Waffen-SS war. Eine bewundernswerte Rechercheleistung. Grass kann auch malen, das hat er seinem ehemaligen Vorgesetzten Hitler voraus. *Hans Zippert*



Peer Steinbrück — Die Deutschen essen gerne Steinobst, Steinbutt und Steinbeiser und schicken ihre Kinder auf die Waldorfschule, wo sie nach den Lehren von Rudolf Steiner unterrichtet werden

und nach dem Abitur am 1. Mai in Kreuzberg mit Steinen werfen. Wer im Moment in Deutschland etwas werden will, muss irgendwie Stein heißen: Steinmeier, Steinbrück, Steinbach, Steinmerkel oder Bsirske (altdeutsche Bezeichnung für einen gewerkschaftlich organisierten Stein). Im Ausland kennt man vor allem Steinmeier und Steinbrück. Steinbrück heisst mit Vornamen Peer, nein, nicht Teer Steinbrück, dann wäre er ja Verkehrsminister. Er arbeitet aber als Finanzminister und wäre damit auch für die Vorbereitung, Planung und Durchführung von Weltkriegen zuständig. Allerdings führt Deutschland aus finanziellen Gründen solche Grossveranstaltungen nicht mehr durch. Deshalb haben kleinere Nachbarländer wie Liechtenstein oder die Schweiz Sorge, Steinbrück könnte ihre Territorien als billiges Übungs Gelände benutzen wollen. Doch da schätzen sie Peer Steinbrück völlig falsch ein. Der Mann ist nur ein verbaler Rabiator, sonst eher Pazifist. Er schlägt keine Tiere und isst auch keine kleinen Kinder. Von allen aktiven deutschen Politikern macht er den intelligentesten Eindruck und vermittelt das Gefühl, er sei für seinen Job eigentlich überqualifiziert. Er weiss, wo das Geld herkommt und wo es hingehet und warum es nicht zurückkommt. Denn er führt die Steuerschätzungen durch («Schätze mal, das wird nicht reichen!»). Er gilt als engster Berater von Angela Merkel und Frank-Walter Steinmeier. Damit kontrolliert er sowohl die Kanzlerin als auch den Kanzlerkandidaten, ihm kann es egal sein, wer unter ihm die Regierung führt. Sollte die SPD aus irgendwelchen kaum nachzuvollziehenden Gründen nicht mehr an der Regierung beteiligt werden, macht er einfach weiter. Es wird niemand wagen, dagegen Einwände zu erheben. Der Mann weiss zu viel.
Hans Zippert



Heidi Klum — Was hat sie, was anderen nicht haben? Die Frage stellte sich erstmals, als Heidi Klum im ferneren Jahr 1992 gegen 25 000 Mitkonkurrentinnen einen Model-Wettbewerb in der Late-Night-Show von Thomas Gottschalk gewann. Mittlerweile ist sie zum vierten Mal schwanger (im deutschen Mutti-Casting wäre sie allerdings chancenlos gegen die Familienministerin Ursula von der Leyen mit ihren sieben Kindern) und führt durch die 4. Staffel von «Germany's Next Topmodel». Das ist die Castingshow, die Alice Schwarzer die Zornestränen in die Augen treibt, weil Heidi, wie ein weiblicher Dieter Bohlen, «kaltherzig» und «menschenfeindlich» diese «naiven jungen Mädchen vorführt – einfach widerlich».

Als «Kampfhubschrauber Klum» hat der *Stern* sie in der Steigerungsform von Sexbombe beschrieben. Heidi ist auch mit 35 so krautig-knackig wie als Badenixe auf dem *Sports Illustrated*-Titel von 1998, unbefleckt vom Heroin-Chic einer Kate Moss, dass einer, der so professionell parentief hinschaut wie der Modeschöpfer Wolfgang Joop, sich fragt: «Ich weiss nicht, was an Heidi echt ist.» Joop würde sie «nie auf den Laufsteg schicken», für ihn ist sie «kein Model, sondern ein Werbegirl». Karl Lagerfeld, oberster Geschmacksrichter über alle Laufstege, behauptet, er sei ihr nie begegnet. Er findet Heidi schlicht zu mollig und zu klein, mit 1,77 Metern.

Heidi isst Hamburger und Pommes, sie wirbt für McDonald's und für Birkenstock-Gesundheitsschuhe, für die Supermärkte von Spar, für Klamotten und einen diamantbesetzten BH. Ihr Buchratgeber trägt den Titel «Natürlich erfolgreich». Die Marke Klum, gemanagt von ihrem Vater Günther, macht 14 Millionen Dollar Jahresumsatz.

Das Exotische an ihr sind ihre Lebensabschnittsmänner, der Friseur Ric Pipino, der Playboy Flavio Briatore, jetzt der Soulsänger Seal. Heidi Klum sagt, Heidi Klum gebe es gar nicht. «Normal seh ich anders aus.»

Peter Hartmann



Franz Beckenbauer — Er ist schon alles gewesen: Fussball-Weltmeister als Spieler und Trainer, er hat, als eine Art reisender Ausserminister, das Weltmeisterschaftsturnier nach Hause geholt. Die

Bild-Zeitung montierte sein Konterfei titelseitengross auf einen Marmorsockel und schrieb darunter: «Dem deutschen Fussballkaiser Franz Beckenbauer zu Dank und ewiger Erinnerung.»

Auch heute verbreitet «Kaiser Franz» als Herr Beckenbauer, 64, mit Golfhandicap 11 (früher schon mal 7), aus seinem Bauernhaus in Tirol via sein Kolumnensprachrohr in der *Bild* gute oder schlechte Laune über das deutsche Volk. Eigentlich ist der unangefochten unantastbarste Deutsche ja fiskalisch streng betrachtet einer jener flüchtigen Indianer, die der Geldeintreiber Steinbrück mit der Kavallerie erschrecken möchte. Aber dem Franz ist lebenslängliche Amnestie sicher. Die Politiker kommen und gehen, er bleibt. Beckenbauer hat sich als «Lieblingskind des Schicksals» erkannt, er hat nie rackern müssen («Fussball habe ich nie als Arbeit empfunden, von Arbeit habe ich eine ganz andere Vorstellung»). Er strahlt Wunder, Zauber, Aura, Charisma aus, die Leichtfüssigkeit des Seins. Doch hinter seiner «Schau'n mer mal»-Maske verbirgt sich ein «impulsiver, zu Jähzorn und Selbstherrlichkeit neigender, oft gnadenloser Perfektionist», wie die *Frankfurter Rundschau* schrieb.

Während Boris Becker, die andere lebende Legende, bestenfalls noch Wäschekammer- und Herzblattgeschichten hergibt, hat Beckenbauers Liebesleben Shakespeare-Format. Mit siebzehn wurde er erstmals Vater und zur Strafe aus der Mannschaft ausgeschlossen. 1977 verliess der Kaiser Land und Familie, er flüchtete mit einer Geliebten und hohen Steuerschulden nach New York. Mittlerweile ist er zum dritten Mal verheiratet und hat sechs Kinder. Das vierte kam unehelich zur Welt, und der Franz beschämte die Moralisten: «So gross ist das Verbrechen auch nicht. Der liebe Gott freut sich über jedes Kind.» *Peter Hartmann*

Zeitzeugen

«Immer wieder überraschende Schlagkraft»

In der Schweiz lebende Deutsche erklären, was sie an ihrem Heimatland lieben und bewundern.

Axel Berg, deutscher Botschafter in der Schweiz: «Die Vielfalt in der Einheit.»

Matthias Mölleney, selbständiger Berater, ehemaliger Personalchef der Swissair und des Medizinaltechnik-Unternehmens Centerpulse: «Deutschland hat sehr viel aus seiner Geschichte gelernt, und ich erlebe es heute als ein modernes, offenes Land mit einer pluralistischen Kultur, das seine Verantwortung in Europa wahrnimmt. Besonders bewundere ich die Integration der ehemaligen DDR. Dieses Jahrhundertprojekt wurde mutig angepackt und zielstrebig umgesetzt. Nach dem Zweiten Weltkrieg hat sich Deutschland aus dem Nichts zu einer der führenden Industrie- und Exportnationen hochgearbeitet. Dass dieser Aufstieg auf der Basis einer sozialen und nicht auf einer «reinen» Marktwirtschaft gelungen ist, gefällt mir besonders gut.»

Peter Schneider, Psychoanalytiker, Satiriker: «Wie das Land es geschafft hat, seine nationale Kriminalgeschichte von zwei Weltkriegen, zwei Diktaturen und einem Holocaust unter dem Titel «Gerade wir als Deutsche...» in moralisches Kapital umzumünzen. Und für diese Art des Sündenstolzes bewundert statt ausgelacht zu werden.»

Klaus J. Stöhlker, PR-Berater: «Den Willen der Deutschen, sich aus Krisen immer wieder zu erneuern. Ihre im Wettbewerb immer wieder überraschende Schlagkraft. Die deutschen Philosophen, Dichter und Denker.»

Lisa Feldmann, Chefredaktorin *Annabelle*: «Den Humor der Berliner, das Herz der Rheinländer und das Graubrot der Sauerländer. Auch Schrobenhausener Spargeln und Heidekartoffeln sowie die heilenden Hände von Hans-Wilhelm Müller-Wohlfahrt.»

Wäis Kiani, Kolumnistin und Autorin: «Die Zuverlässigkeit. Den Fleiss. Das Tempo. Den Ehrgeiz, ohne Umschweife zum Ziel zu gelangen. Fairness. Schnelligkeit. Den Einsatz von Ellenbogen.»

Bernd Roeck, Geschichtsprofessor Uni Zürich: «Die deutsche Fussballnationalmannschaft (sie schießt bessere Elfmeter). Den Billig-Griechen an der Ecke.»

Wolfgang Schmidt-Soelch, Länderchef Schweiz der Headhunting-Firma Heidrick & Struggles, vormaliger Topmanager bei der Credit Suisse und der «Winterthur»: «Die Fähigkeit seiner Bürger, gemeinsam, Deutsche und Nichtdeutsche, aus der Vergangenheit zu lernen, sich wieder vollwertig in die Staatengemeinschaft integriert zu haben und endlich all dies auch mit Stolz und zunehmender Lockerheit zu tun.»

Sibylle Berg, Autorin: «Ausser schönen Häusern, und davon gibt es in Deutschland wenige, nichts. Gute Menschen gibt es, prima Künstler, Platz für sie, den sie noch bezahlen können. Grossartig ist die Künstlersozialkasse.»

MARLBORO [GOLD]

Gleicher Geschmack.
Neues Design.

www.marlborogold.ch

Rauchen fügt Ihnen und den Menschen in Ihrer Umgebung erheblichen Schaden zu.

Fumer nuit gravement à votre santé et à celle de votre entourage. Il fumo danneggia gravemente te e chi ti sta intorno.

Herren des Geldes

Wächst sich die Wirtschaftskrise zur grossen Depression aus? Die Parallelen zu den frühen dreissiger Jahren des 20. Jahrhunderts sind beklemmend. Ein grossartiges Buch erzählt davon. *Von Markus Somm*

Man traf sich auf Long Island, der Insel bei New York, in der Villa von Unterstaatssekretär Ogden L. Mills. Das Haus lag am Meer, und im Vergleich zu den Anwesen in der Nachbarschaft muss man es mit seinen zwanzig Zimmern als bescheiden bezeichnen. Nebenan wohnte Otto Hermann Kahn, einer der mächtigsten Bankiers Amerikas, in einer Burg mit 127 Zimmern. Ogden Mills hatte sein Sommerhaus Benjamin Strong, dem Chef der New Yorker Federal Reserve, überlassen, der sich hier fünf Tage lang mit seinen Kollegen aus England, Deutschland und Frankreich treffen wollte. Keine Reporter, keine Assistenten, nur Koch und Butler. Man schrieb das Jahr 1927, es war Sommer, und Amerika erlebte den grössten Boom seiner Geschichte. Als die drei Europäer im New Yorker Hafen ihrem Schiff entstiegen waren, muss es ihnen vorgekommen sein, als seien sie mit einer Zeitmaschine in der Zukunft gelandet. Noch hatte sich kein Land in Europa von den Folgen des Ersten Weltkriegs erholt, während Amerika endgültig die wirtschaftliche Vormachtstellung errungen hatte.

Seit dem Krieg war die Finanzwelt nicht mehr zur Ruhe gekommen. Die internationale Währungsordnung, die sich einst ums Gold und London gedreht hatte, war zerbrochen. Die vier Zentralbankiers hatten sich zurückgezogen, um Lösungen für schwierige Fragen zu finden. Besonders das schwache britische Pfund, die einstige Leitwährung, bereitete ihnen Sorgen. Ständig floss Gold von England nach Amerika, was das Pfund aushöhlte. Damals waren alle wichtigen Währungen wieder ans Gold gebunden – nachdem die meisten bei Kriegsausbruch den sogenannten Goldstandard aufgegeben hatten.

Grösster Patzer der Weltgeschichte

An einem Ende des Konferenzzimmers, in einem orientalischen Stuhl, sass Montagu Norman, der Gouverneur der Bank of England – hinter ihm blies ein Ventilator. Trotz der Hitze legte er, der aus einer der ältesten Bankiersfamilien seines Landes stammte, Wert auf tadellose Kleidung. Nie wäre es ihm eingefallen, seine Krawatte zu lockern, nie hätte er seinen samtbesetzten Umhang abgelegt. In dramatischen Worten schilderte Norman den Zerfall der britischen Währung und bat um Hilfe. Während sein amerikanischer Freund Strong Verständnis zeigte, blockte der französische Vertreter ab: «Non, non, non.» Das sei ein englisches Problem, die Banque de France könne nichts tun. Der Chef der deutschen Reichs-

bank, der genialische und arrogante Hjalmar Schacht, schwiegte meistens und musterte seine Gegenüber. Für fünf Tage hatten sich die vier Herren auf Long Island eingeschlossen und verhandelt. Am Ende sicherte Strong zu, die amerikanischen Zinsen zu senken, um den weiteren Zustrom von Gold abzuwehren. Man ging auseinander. Hinterher stellte sich heraus, dass den vier mächtigen Männern soeben wohl einer der grössten Fehler der Weltgeschichte unterlaufen war. Bald sah Strong dies zwar ein – und erhöhte die Zinsen hastig.

Doch es war zu spät: Das billige Geld in Amerika befeuerte die Spekulation und führte zu einer wahnwitzigen Hausse an der Wall Street. Von allen realen Werten scheinbar befreit, schraubten sich die Aktienkurse in schwindelerregende Höhen. Der Dow-Jones-Aktienindex übertraf alle Rekorde. Hausfrauen kauften Aktien, Schuhputzer gaben Börsentipps. Die Fantasie der Menschen wurde ergriffen vom Auto und vom Radio, den neuesten Wundern der Technologie. Viele glaubten, eine Ära des ewigen Wachstums sei angebrochen. General Motors, der grösste Autobauer, war der Star der Börse. Kein Unternehmen rentierte besser, keines schien unverwundbarer. «So wie es aussieht», sagte damals Irving Fisher, ein führender Ökonom, «haben die Aktienkurse eine Höhe erreicht, wo sie für immer bleiben werden.» Das war am 15. Oktober 1929.



Krise des Kapitalismus: Börsenhändler 2009.

Am 24. Oktober brach die Börse ein. An drei Tagen, am Schwarzen Donnerstag, Montag und Dienstag, platzte die Blase, und innert kürzester Zeit wurden Werte vernichtet, die der Hälfte des amerikanischen Bruttosozialproduktes entsprachen. Die Weltwirtschaftskrise, die auf Jahre hinaus die ganze Welt zerstören würde, hatte begonnen. Nach wie vor ist die Grosse Depression die tiefste Wirtschaftskrise der Weltgeschichte.

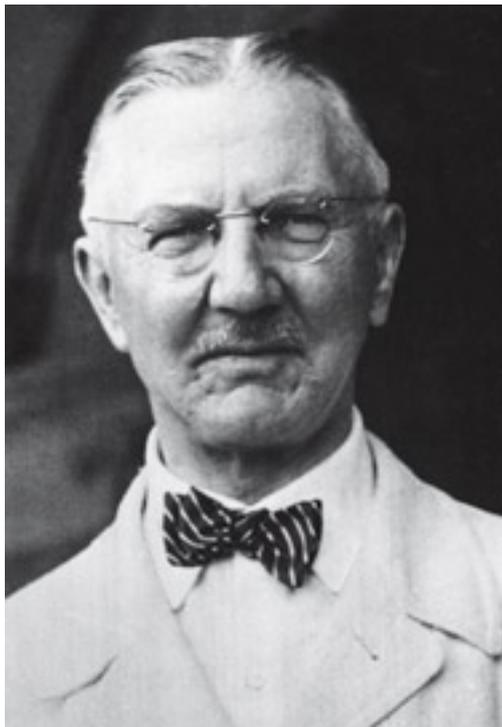
Professor Skinner schifft sich ein

Man hätte diese ausserordentlichen, wichtigen und folgenreichen Vorgänge unter dem Titel «Die Geldpolitik der relevanten Zentralbanken zwischen 1914 und 1933» schildern können – mit Statistiken, Zahlen und vielen Fremdwörtern. Oder man kann es so tun, wie Liaquat Ahamed das in seinem neuen Buch unternimmt, das vor kurzem in New York erschienen ist. «Lords of Finance. The Bankers Who Broke the World» ist eine Geschichte der Grossen Depression, gesehen durch die Augen der vier mächtigsten Bankiers jener Epoche: Benjamin Strong (Federal Reserve, USA), Montagu Norman (Bank of England), Emile Moreau (Banque de France) und Hjalmar Schacht (Reichsbank). Diese vier Männer waren schon zu Lebzeiten legendär. In der Presse sprach man mit Ehrfurcht vom «exklusivsten Klub der Welt». Politiker raunten, Damen tuschelten, Reporter verfolgten sie auf Schritt und Tritt. Wenn Norman nach Amerika reiste – was er fast jedes Jahr einmal tat –, schifft er sich deshalb stets unter falschem Namen ein, so lästig war ihm die Publicity. Bald war sein Pseudonym «Professor Clarence Skinner» ebenso Stadtgespräch. Schacht hatte 1923 die deutsche Hyperinflation gebodigt, seither galt er als «Mann der Wunder». Sein Image als fast unheimlicher Meister der Mark pflegte er sorgsam. Stets trug er einen steifen Kragen, einen Vatermörder, der ihn, den Sohn eines erfolglosen deutschen Kaufmannes und einer dänischen Baronin, wie einen preussischen Offizier aussehen liess. Ein brillanter, hochnäsiger Mensch. In den dreissiger Jahren wurde er Nazi.

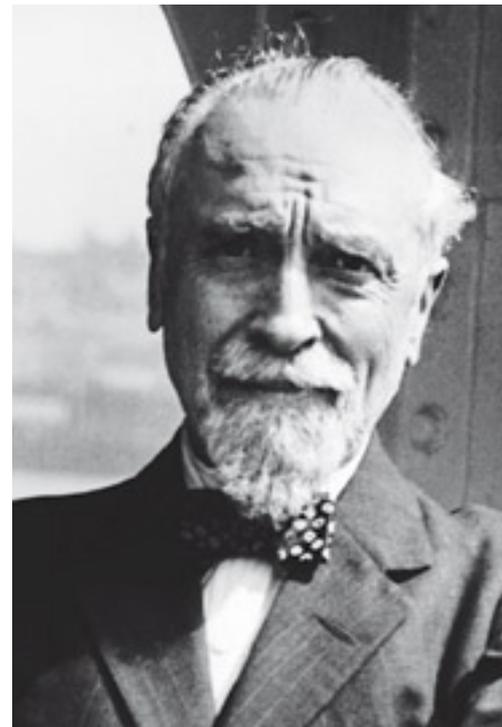
Obwohl durchsetzt mit klugen Analysen, die den gelehrten Ökonomen verraten, und präzisen historischen Urteilen, ist das Buch geblieben, was der Titel verspricht. Ahamed ist wohl eines der besten und zugänglichsten Bücher über die Weltwirtschaftskrise gelungen: Ein Drama shakespearschen Ausmasses, erzählt wie ein Thriller – der nun in Zeiten der Finanzkrise eine unverhoffte Aktualität und



Benjamin Strong, Federal Reserve.



Hjalmar Schacht, Reichsbank.



Montagu Norman, Bank of England.

Dringlichkeit erhalten hat. Ausgebildet an den Universitäten von Cambridge und Harvard, ist Ahamed ein erstaunlicher Newcomer im literarischen Betrieb. Fünfundzwanzig Jahre lang arbeitete er als Investmentbanker in New York, es ist sein erstes grosses Buch. Im Grunde hat er die bis heute massgebenden Untersuchungen über die Grosse Depression von Milton Friedman, Anna Schwartz, Barry Eichengreen und Charles Kindleberger vertont und verfilmt. An der Wall Street ist Ahamed inzwischen nicht mehr tätig, umso häufiger tritt er nun als Kommentator und Publizist auf. Ausserdem sitzt er im Stiftungsrat der Brookings Institution, einer linksliberalen Denkfabrik in Washington.

«Wir haben ein riesiges Chaos angerichtet», schrieb der grosse britische Ökonom John Maynard Keynes 1931. «Bei der Bedienung einer empfindlichen Maschine haben wir gemurkst, ohne auch nur eine blasse Ahnung zu haben, wie sie eigentlich funktioniert.» Dass Krisen von Menschen ausgelöst werden, dass Fehler geschehen, die nicht hätten vorkommen müssen, dass ab und zu einfach das Pech eine welthistorische Rolle annimmt: In Ahameds Buch findet man viele Beispiele dafür.

Hätten die Herren des Geldes 1931 erkannt, dass die Bankenkrise, die damals erst in Österreich, bald im Deutschen Reich ausbrach, rasch und mit sehr viel Geld hätte beigelegt werden müssen – vielleicht wäre Hitler nie an die Macht gekommen. Wäre Benjamin Strong 1928 nicht 55-jährig an Tuberkulose gestorben – möglicherweise hätte das Fed mit seinen unermesslichen Goldreserven die Führung übernommen, als es darum ging, das Weltfinanzsystem zu retten. Nach dem Tod des fähigen *governor* lähmten Machtkämpfe das Fed.

Strong's Nachfolger konnte sich nicht mehr durchsetzen. «Die Grosse Depression war nicht das Werk Gottes oder das Ergebnis tiefgreifender Widersprüche des Kapitalismus», schreibt Ahamed, «sondern das unmittelbare Resultat von Missgriffen, die sich ein paar Wirtschaftsfachleute und Politiker hatten zuschulden kommen lassen. Einige Fehler machten sie bereits Anfang der zwanziger Jahre, andere später, nachdem die Krise bereits ausgebrochen war. In jeder Hinsicht war es die spektakulärste Serie von Irrtümern, die Finanzexperten je unterlaufen sind.»

Rette sich, wer kann

Umso nachdenklicher stimmt die Lektüre des Buches. Wiederholt sich die Geschichte? Stehen wir am Anfang einer zweiten Weltwirtschaftskrise? Auf beunruhigende Ähnlichkeiten stösst man in diesem Buch zuhauf: Der Aktienboom vor dem Crash von 1929 erinnert an die Euphorie an den Börsen bis im Sommer 2007, und der totale Vertrauensverlust, der nach dem Schwarzen Donnerstag das Bankensystem fast vernichtete, gleicht der verbreiteten Skepsis gegenüber Anlagen und Finanzinstituten, wie sie heute zu beobachten ist. Kunden einer führenden Investmentbank, erzählte mir neulich ein Freund, räumen ihre Konten und verlangen Bargeld – Beträge von zehn bis zwanzig Millionen –, das sie danach in einem Safe einschliessen. In den dreissiger Jahren konnte man diese Panik mit eigenen Augen sehen, als die Bankkunden ihre Filialen überrannten, in Sorge um ihre Guthaben, die sie sogleich abheben wollten. Rette sich, wer kann. Heute bleibt dies unsichtbar, doch geht es um noch höhere Beträge: Per Mausclick wurden den Banken in den vergangenen Mo-

naten Milliarden entzogen, Investoren zogen sich zurück, und das Geschäft unter den Banken ist zum Erliegen gekommen, weil sich die Bankiers gegenseitig nicht mehr über den Weg trauen. Wer ist längst pleite, wer leidet bloss unter Illiquidität? Die grosse Kontraktion, wie man sie in den dreissiger Jahren diagnostiziert hat, ist auch heute Realität.

Ahamed diskutiert diese Parallelen und kommt zu einem (vorläufig) eher zuversichtlichen Schluss. Im Gegensatz zu 1929/1931 wüssten die wichtigsten Finanzexperten nun, was sie zu tun hätten. Ben Bernanke, der gegenwärtige Chairman des Federal Reserve, selbst ist ein profunder Kenner der Grossen Depression. Als Wirtschaftsprofessor an der Universität Princeton schrieb er Standardwerke darüber. Rasch und entschlossen pumpen die Zentralbanken und die Staaten dieses Mal Milliarden, ja Billionen ins verwüstete Finanzsystem. Anders als in den dreissiger Jahren liessen sie die Banken nicht verdursten, in der irrigen Meinung, damit nur die Insolventen von den Gesunden zu trennen. Bisher blieb jedoch die Wirkung aus.

Vielleicht wiederholt sich die Geschichte doch nicht, sondern die Krise ist anders – und man begeht neue Fehler, die in fünfzig Jahren Stoff für die Wissenschaft bilden. Offen ist, ob dann auch ein derart talentierter Banker wie Ahamed bereitsteht, der diese Tragödie so beklemmend zu erzählen versteht.

Im Internet

Exklusiv für *Weltwoche*-Leser: Die Zusammenfassung von Liaquat Ahameds «Lords of Finance» (englisch). Kostenlos auf www.getabstract.com/weltwoche

Liaquat Ahamed: *Lords of Finance. The Bankers Who Broke the World.* Penguin. 564 S., Fr. 47.90

«Diese Rechnung geht nicht auf»

Im Gesundheitswesen laufen die Kosten aus dem Ruder. Jetzt soll auch noch die Komplementärmedizin in den Leistungskatalog aufgenommen werden. Cédric A. George, Gründer der Zürcher Privatklinik Pyramide am See, ist skeptisch. *Von Roger Köppel und René Ruis (Bild)*

Herr Dr. George, plötzlich gehen die Hausärzte auf die Strasse und protestieren. Wo liegt das Problem?

Hausärzte arbeiten und leisten überdurchschnittlich viel. Sie werden dafür aber immer schlechter entschädigt. Seit Jahrzehnten sinken die Einkünfte – die Kosten wie Mieten und Personal nehmen aber stetig zu. Das Gesundheitssystem kränkelt seit langem. Anstatt die Ursachen der Krankheit zu behandeln, wird mit falschen, nur punktuell angesetzten Massnahmen Symptombekämpfung betrieben. Teilweise haben sich die Ärzte das Problem aber selber eingebrockt.

Inwiefern?

Sie haben sich zu stark in die Abhängigkeit des Krankenversicherungsgesetzes (KVG) begeben. Damit bewegen sie sich in einer geschützten Werkstatt, und das birgt eben das Risiko einer Abhängigkeit.

Die Hausärzte verdienen weniger, die Kosten steigen trotzdem. Wie soll der Laie das verstehen?

Im Spitalwesen und bei den Medikamenten laufen die Kosten aus dem Ruder. Ebenso in der Administration, die mit unzähligen Ökonomen, Controllern und IT-Fachleuten zu einem Wasserkopf verkommt. Ausserdem steigen die Bedürfnisse der Patienten. Das drückt die Marge.

Wer trägt die Verantwortung?

Das ganze System ist verantwortlich. Das Gesundheitswesen verkommt aus ökonomischen und politischen Gründen immer mehr zu einem staatlich diktierten, planwirtschaftlichen System. Das Ganze ähnelt einem Selbstbedienungsladen, bei dem nur ein Bruchteil der Ware an der Kasse zu bezahlen ist. Gesundheit ist zum Konsumgut geworden, und die Ansprüche der Bürger steigen. Dagegen sind die Honorare der Ärzte immer die gleichen geblieben.

Wie konnte es so weit kommen?

Das hat historische Gründe. Früher, als man noch von Bolschewismus und Klassenkampf redete, wollte man mit den Krankenversicherungen etwas für die Armen tun. Mit dem später eingeführten Obligatorium hat sich das System dann aber de facto verstaatlicht.

Der Sozialismus kollabierte. Wird es im Gesundheitswesen ähnlich laufen?

Das glaube ich nicht. Mit der Überalterung der Bevölkerung und der Weiterentwick-



«Mutige, grundlegende Änderung des Systems»: Mediziner George, 56.

lung der Forschung und der Behandlungsmethoden werden die Kosten zwar weiter steigen. Die Erwartungen der Menschen ans System werden weiter zunehmen, ebenso die Übertragung der Verantwortung über die eigene Gesundheit an den Staat. Trotzdem sind wir von einem Kollaps weit entfernt. Man schiebt die Wand, auf die wir uns zubewegen, mit immer neuen Subventionen nach vorne. Das verhindert den Aufprall.

Das ist widersinnig.

Eigentlich ja, aber die Gesundheit wird auch in Zukunft unser höchstes Gut bleiben. Offenbar haben die Leute heute noch genügend Geld, um sich schöne Autos, Ferien oder auch Zigaretten zu leisten. Viele Raucher zahlen jedes Jahr mehr für ihre Zigaretten als für ihre Krankenversicherung.

Dann zielt die Politikerschelte zu kurz. Eigentlich sind alle schuld, weil alle profitieren.

Absolut. Für Politiker ist es schwierig, mit Prämien erhöhungen und der Schliessung von Krankenhäusern hohe Popularitätswerte zu erreichen. Darum beginnen sie zu tricksen, wie das Beispiel Pascal Couchepin zeigt.

Ist der Innenminister überfordert?

Das Problem ist, dass wir nicht einfach am System herumschrauben können, so wie das die Politik ständig – ergebnislos – versucht. Die einzige Möglichkeit wäre eine mutige, grundlegende Änderung des Systems. Wir müssen uns vom falsch verstandenen Ideal eines sozialistischen Gesundheitswesens lösen. Eine Privatversicherungswelt würde für achtzig Prozent der Bevölkerung eine bessere Solidarität bedeuten. Einem mündigen Volk sollte man zutrauen, dass es für sein höchstes Gut – die Gesundheit – selber sorgen kann.

Das Kassenobligatorium gehört abgeschafft?

Ja. Der Bürger muss stärker in die Verantwortung gezogen werden.

Was wäre die Rolle des Staates?

Er muss für Reglementierungen sorgen, für eine Aufsicht in der Ausbildung und in der Ausübung des Berufs. Natürlich aber auch für eine Grundversorgung der schlechter gestellten Menschen, die sich ihre Versorgung nicht leisten können. Grösser als ein Fünftel der Bevölkerung darf diese Gruppe aber nicht sein.

Drohen dann nicht Verhältnisse wie in Amerika, wo sich offenbar viele Menschen eine Versorgung nicht leisten können?

So weit muss es nicht kommen. Wer nicht nachweisen kann, dass er selber für sich sorgen kann, müsste verpflichtet werden, eine obligatorische Versicherung abzuschliessen. So würde er sein Geld einzah-

len, bevor er es für andere Dinge ausgibt. Ein solches Obligatorium würde nicht zu einer Verstaatlichung führen und hätte wohl auch politisch grössere Chancen.

Mit Ihrem Ansatz würden die Kosten jedes Einzelnen steigen. Haben Sie eine Vorstellung, wie hoch das sein könnte?

Ich schätze, mit 6000 bis 8000 Franken jährlich wäre man dabei. Die Menschen aber haben sich daran gewöhnt, für ihre Gesundheitsversorgung viel zu wenig zu bezahlen. Mit ein paar hundert Franken pro Monat kann sich heute jeder für Hunderttausende von Franken behandeln lassen. Das ist selbstverständlich geworden. Auf die Dauer geht diese Rechnung nicht auf.

Wer sich nur einen Fiat Punto leisten kann, bekommt einen Ferrari?

Das ist so. Und dieses System wird untermauert mit fast unangreifbaren ethischen Überlegungen, dass jeder Mensch die gleiche Behandlung verdient hat. Natürlich muss der Staat dafür sorgen, dass die Armen Zugang zum Gesundheitssystem haben. Für die gesamte Gesellschaft dürfen wir dieses Prinzip aber nicht anwenden. Ähnlich dem Baukastenprinzip einer Autoversicherung soll jeder nach seinem Gusto seine Vorsorge zusammenstellen können. Je nachdem, welche Behandlung er sich wünscht.

Finden Sie es richtig, dass jetzt auch noch die Komplementärmedizin in den Leistungskatalog aufgenommen werden soll?

Leider driften auch die Alternativmediziner zum staatlichen Moloch. Sie tappen damit in die gleiche Falle wie die Hausärzte. Das ist schade und wird die Kosten weiter hochschrauben. Ausserhalb des KVG würden für Naturärzte grössere Chancen entstehen.

Kommen Sie mit Ihrem liberalen Credo nicht in einen Widerspruch zum Ärzteeid, jeden Menschen so gut wie möglich zu versorgen?

Wenn es dringend ist, soll man handeln – ungeachtet der Kosten. Minderbemittelte und notleidende Personen sollen immer medizinische Betreuung in Anspruch nehmen dürfen. Es ist die Aufgabe des Staates, ein Auffangnetz zu betreiben. In einem liberalen System können sich Ärzte erlauben, auch in Einzelfällen Patienten ungeachtet der Versicherungssituation zu behandeln.

Herrscht bei den Ärzten Konsens über diese marktwirtschaftlichen Vorstellungen?

Nein. Die Mehrheit der Ärzte hat sich an das System angepasst. Die Anlehnung an den Staat wird in der Medizin schon in der Ausbildung zementiert. Die meisten Ärzte wollen heute keine eigene Praxis mehr und gehen der unternehmerischen Verantwortung, die früher für einen Arzt noch selbstverständlich war, aus dem Weg. Darum finden auch viele Hausärzte keinen Nachfolger mehr. Eine eigene Praxis bedeutet viel Zeitaufwand und Verantwortung. Die Arbeit im

Spital ist dagegen wie in einer geschützten Werkstatt mit Ferien, einem gesicherten Einkommen sowie Kongress- und anderen Abwesenheiten – alles in der bezahlten Arbeitszeit.

Sie haben den unternehmerischen Weg beschritten. Würden und werden Sie vom System benachteiligt?

Wir haben leider nur zu einem Viertel des Marktes Zugang, weil wir als Privatklinik ausschliesslich Zusatzversicherte und Selbstzahler behandeln können. Die vorgegebenen Tarife für Grundversicherte sind nicht einmal zu fünfzig Prozent kostendeckend. Die Behandlung von Allgemeinversicherten können sich nur Spitäler leisten, die subventioniert werden. Oder anders gesagt: In unserem reichen Land können sich drei Viertel der Bevölkerung eine Spitalbehandlung nur dann leisten, wenn der Staat mehr als die Hälfte der Kosten übernimmt. Hinzu kommt, dass sich die Kantone über das Basisprinzip der Gewaltentrennung hinwegsetzen, indem sie gleichzeitig Spitalisten erstellen und selber Spitäler betreiben. Dies führt zu ungleichen Marktbedingungen und Wettbewerbsverzerrungen.

Warum setzt sich ein Freisinniger wie Pascal Couchepin nicht für mehr Unternehmertum im Medizinwesen ein?

Wie viele andere auch ist Couchepin ein Politiker, der etwas predigt, das fernab der Realität ist. Er hat Angst vor den politischen Folgen, die er mit diesen klassisch freisinnigen Ideen hervorrufen würde. Insofern ist Couchepin ein typisches Produkt des heutigen Freisinns. Er sieht die Probleme, scheut sich aber vor einer Lösung.

Gibt es ein Land, das die Probleme im Griff hat?

Was man an Beispielen in Skandinavien, Frankreich oder England sieht: Je schlechter und teurer die staatliche Grundversorgung wird, desto stärker entwickelt sich ein qualitativ hochwertiges Parallelsystem, das dann leider nur noch für die oberen Zehntausend erschwinglich ist. Diese Lösung ist viel weniger solidarisch als das liberale System, das ich vertrete.

Cédric A. George, 56, hat vor 16 Jahren die Klinik Pyramide am See als eine der ersten ausschliesslich durch die Ärzteschaft finanzierten und geführten medizinischen Einrichtungen gegründet. In der für ihre Architektur weit herum bekannten Zürcher Privatklinik werden nach dem Belegarzt-Prinzip jährlich 3000 chirurgische Eingriffe in verschiedenen Fachgebieten durchgeführt und rund 100 Mitarbeiter beschäftigt. George leitet sein eigenes Kompetenzzentrum für plastische und Brustkrebschirurgie und steht dem Verwaltungsrat als Delegierter vor. Er hat sein Medizinstudium in Zürich absolviert und sich an verschiedenen Kliniken in der Schweiz und im Ausland zum Facharzt für plastische, wiederherstellende und ästhetische Chirurgie ausbilden lassen. Bevor er 1987 in die freie Praxis wechselte, war George als Oberarzt an der Klinik für Wiederherstellung des Universitätsspitals Zürich tätig. George ist Vater von sechs Kindern.

Vogel im Sinkflug

GC-Manager Erich Vogel ist die Hass- und Reizfigur des Schweizer Fussballs. Entsprechend gross war die Schadenfreude, als er einem dubiosen Investor in die Falle tappte. Auf Ende Saison hin will er sich als Sportchef zurückziehen – und dann doch noch den grossen Investor finden. *Von Peter Hartmann*



Er sagt: «Negative Erlebnisse lege ich ab auf meiner Festplatte.» Er hat, mit siebzig Jahren, etwas Eulenhaftes, den wachsamen, beobachtenden Blick eines Kauzes. Die Eule war in der Antike sowohl Totenvogel wie Symbol für Weisheit. Ein seltsamer Zufall, dass Aussehen und Name übereinstimmen: Vogel. Er spricht Zürcher Langstrassen-Dialekt, aber er hat Literatur und Theater studiert, und seine Leidenschaft war, vierzig Jahre lang, der Grasshopper-Club. Nie ist so viel Häme auf einen Mann niedergeprasselt wie in den letzten Tagen auf Erich Vogel. Die Farce um den Hochstapler Volker Eckel, der die Vermittlung einer 300-Millionen-Franken-Investition aus Dubai versprach, und die Enttarnung des Scharlatans aus Deutschland durch einen *Blick*-Reporter, der bei den Gesprächen undercover am Verhandlungstisch mitlauschte, haben Vogel als federführenden GC-Vizepräsidenten und sein Image als Überexperte zutiefst kompromittiert. Der Dämonische sitzt in der Falle der Lächerlichkeit. Und, schlimmer als diese Niederlage, die zum Geschäft gehört: Erstmals in seinem Fussballer-Leben ist ihm die Regie über seine Person entglitten.

Puppenspieler des Fussballs

Vogel gilt in der Branche als Puppenspieler, der einen privaten Nachrichtendienst von weitgestreuten Zuträgern, Kumpels, Komplizen, alten Kameraden, Talentspähern und Spielervermittlern unterhält, die ihn, den Fussball-Junkie, mit Stoff versorgen, mit Interna, Klatsch und Tipps. Als Vogel vor zwei Jahren zu den Grasshoppers zurückkehrte, schrieb die *Sonntagszeitung* aus dem Haus Tamedia: «Um seinen Ruf braucht er sich nicht mehr zu sorgen. Der ist ramponiert genug. Vogel: der Machtmensch und Manipulator, der Polemiker und Polarisierer, intelligent, aber intrigant, unerschrocken, aber ungläubwürdig, verschlagen wirkend, aber vernetzt wie keiner sonst.» Die *Tagi*-Sportjournalisten unterliessen den Hinweis, dass Vogel sie vor Gericht gezerrt hatte, weil sie behauptet hatten, er habe eine Unterschrift auf einem Vertrag gefälscht. Das Verfahren endete für das Lokalblatt mit einem teuren Vergleich. Die Unterschrift stammte nicht von Vogel.

Nun war der allwissende Fussballweise in diesem Boulevard-Szenario um die vermeintlichen Millionen aus dem Morgenland über den Tisch gezogen und wie ein tumber Tanzbär vorgeführt worden. Er kam, als wir uns am Sonntagmorgen trafen, mit eiligen Indianer-

«Wie in den *«Physikern»* von Dürrenmatt»: GC-Vizepräsident Vogel, 70.

schritten in die Hotelhalle, mit einem schwarzen Aktenkoffer, der wie ein mobiler Tresor aussah, und es war kein guter Tag, die Blätter immer noch voll mit der Affäre, später, am Nachmittag, verlor die GC-Mannschaft im fast leeren Letzigrund 1:3 gegen Bellinzona, und die Krise sprang von Vogel auf den Trainer Hanspeter Latour über, seinen Protégé und Freund. Das ehemalige Stadion im Hardturm ist eine Ruine. Der Grasshopper-Club steht vor ungewisser Zukunft. Der ehemalige Nobelklub der Schoeller, Albers und Keller hat als elitäres Netzwerk von Wirtschaft, Politik und Militär seine Wurzeln verloren. Es gibt heute andere Kontaktebenen und Freundschaftszirkel als den GC-Donnerstag-Club: Rotary, Lions, die alten Zünfte ohnehin, Golfklubs. GC wird eher als Sammelbecken von schnellen Aufsteigern, Baulöwen, Bankern wahrgenommen.

Mitten in dieser Sinnkrise steht Erich Vogel und philosophiert über Macht und Ohnmacht: «Macht wird sofort mit Missbrauch in Zusammenhang gebracht. Macht heisst Einfluss, Prestige, Privilegien, Geld. Macht bedeutet nicht nur Respekt, sondern auch Gefahr, Missmut, Distanz, Abneigung, Hass, Neid. Ich bin privat eher zurückhaltend, ruhig, gehe sehr wenig Risiken ein, bin abwartend. Im beruflichen Leben bin ich das Gegenteil, suche Herausforderung, stecke die Grenzen weit und habe ethisch keine Probleme, ans Limit zu gehen. Was nicht heisst, dass ich bei meinem Tun keine Ethik hätte. Gerade die Journalisten, die selber meistens sehr empfindlich sind, fühlen sich oft provoziert. Wenn sie so einen vor sich haben, schlagen sie auf ihn ein. Was sie noch wütender macht: Sie treffen mich zwar, aber sie können mich nur selten erledigen. Es ist ihnen schon gelungen, dass ich, über die Medien, den Job verloren habe. Aber oft ist es ihnen nicht gelungen.»

Zeitungen, die seinen Rücktritt fordern, lägen ungelesen bei ihm zu Hause, behauptet er. Wie denkt er über die Lüge, die ablenkende Notlüge, das ausweichende Dribbling?

Erich Vogel hält ein kleines Wahrheitsseminar: «Wer mir ehrlich begegnet, wird von mir ehrlich behandelt. Wer mir mit Vorsicht entgegenkommt, dem begegne ich mit Vorsicht. Wer mich reinlegen will, den versuche ich noch schneller reinzulegen. Totale Aufrichtigkeit gibt es nirgendwo. Was ist Wahrheit, wo beginnt die Lüge? Die kleine Schummelei, Schönreden, falsche Komplimente an eine Gastgeberin, wenn man nicht sagt, was man denkt, Informationen zurückhält, Leute von harten Tatsachen verschont? Das alles hat schon einen kleinen Lügencharakter. Ich habe nie ein Problem, in den Spiegel zu schauen. Ich wehre mich gegen die Unterstellung der boshaften Lüge, gegen den Vorwurf des Intrigantentums, um jemandem zu schaden oder Tatsachen zu verdrehen. Dann bestehe ich auf Beweisen. Im Privaten versuche ich, ein ehrlicher Mensch zu

sein. Aber wenn du glaubst, im Fussballgeschäft sei Ehrlichkeit das oberste ethische Gebot, dann fliegst du grauenhaft auf die Nase. Dann versagst du. Im Radsport wissen alle, dass gedopt wird. Die Leichtathletik steht vor dem Kollaps, weil man annimmt, dass fast alle gedopt sind. Und wo blieb die Ethik im Bankenbusiness?»

Vogel argumentiert überzeugend. «Aber er hat überall verbrannte Erde zurückgelassen, in Basel, beim FCZ, auch früher bei GC», sagt Guido Tognoni, der ehemalige Pressechef der Fifa, der ihn seit Jahrzehnten kennt. «Ein Meister im Verdrängen der Wahrheit. Damit schafft er immer wieder neue Realitäten. Das ist wie im Fussball selber, da entsteht mit jedem Spiel eine neue Ausgangslage.»

Weshalb hatte Vogel nicht zuerst Anwälte zum Abtasten vorgeschickt, bevor er selber mit dem Spinner Eckel verhandelte, den er doch so rasch durchschaute? «Ich habe dem Zentralvorstand gesagt, *losed*, das ist ein Schizophrener. In diesen Verhandlungen bin ich mir vorgekommen wie in den «Physikern» von Dürrenmatt. Es war so absurd, dass ich mir sagte, in der ganzen Sache könnte wie bei Dürrenmatt doch ein Funke Wahrheit stecken.»

Es kam anders, und der *Blick* hatte seine grosse Lausch- und Lachnummer. Eine *ola* der Schadenfreude schwappte über die Fussballschweiz. Vogel rappelt sich auf. Er muss die Grasshoppers aus dem jährlichen Strukturdefizit von 3 bis 4 Millionen Franken hieven. Er erzählt, wie er vor einem Jahr mit Manchester City verhandelte, dem verschwenderischsten Klub der Welt, mit Thaksin Shinawatra, dem früheren Ministerpräsidenten von Thailand (siehe auch Seite 50). Er traf ihn zweimal persönlich in Manchester. «Wir schlossen einen Zusammenarbeitsvertrag auf zwei Jahre, wir bekommen Geld von Manchester City, weil wir im Scouting führend sind.» Offenbar wollte Thaksin in der Schweiz investieren. «Aber nach dem Umsturz in Thailand reduzierte er sein Engagement bei Manchester City auf 20 Prozent, und er ist an GC derzeit nicht interessiert», so Vogel mit Bedauern.

Vogel erledigt bei GC einen Doppeljob. Auf Ende Saison hin will er sein Amt als Sportchef abgeben und sich auf die Rolle als Vizepräsident konzentrieren. Einen Zusammenhang mit der Eckel-Geschichte habe dieser Rückzug aber nicht. «Das ist schon seit drei Jahren beschlossen», sagt Vogel. «Ich bin jetzt siebzig, der Job ist für mich eine Wiederholung. Ich muss jetzt das Geld holen, mich um Investoren kümmern.»

In den nächsten drei Wochen entscheidet sich, ob der neue Hardturm, ein 450-Millionen-Franken-Projekt, gebaut wird. Am Tisch sitzen fünf Parteien: Die CS Holding als Investorin und Besitzerin, die Stadt Zürich als Anteilseignerin, die IMG als künftige Vermarkterin, GC und der FCZ als Klubs.

Vogel und das Geld: Immer wieder kursierten Gerüchte, er halte die Hand auf im Spielerhandel – schliesslich gilt er als Entdecker von Leuten wie Elber, Moldovan, Türkyilmaz, Johann Vogel, Alain Sutter, Murat Yakin. «Ich habe noch nie einen Franken für einen Transfer genommen – aber ich hatte schon unzählige Angebote. Wenn es nur einmal passiert wäre, dann hätte irgendeiner geplaudert. Denn mit diesen Agenten hast du irgendeinmal Streit. Es haben schon viele recherchiert, um mich aufhängen zu können. Aber da ist nichts zu finden.» Er hat auch Trainer wie Hitzfeld und Gross gefördert und Sportchefs wie Fredy Bickel und Ilja Kaenzig. Er war, mit dem Bundesliga-Diplom der Sporthochschule Köln, selber Trainer bei den Grasshoppers (mit erst 34 Jahren) und bei Xamax, dann der erste bezahlte Manager der Schweiz beim FC Zürich, in Aarau, bei GC von 1988 bis 1999, beim FC Basel von 2000 bis 2001, nochmals beim FCZ von 2001 bis 2002 und zurück bei GC seit 2007.

Nationaltrainer in Simbabwe

Er wollte ursprünglich zum richtigen Theater und studierte, nach der Matura auf dem zweiten Bildungsweg, im Alter von 24 bis 29 deutsche Literatur und Theater, neun Monate auch in Paris an der Sorbonne. «Die Literatur war für mich Grundlage fürs Theater. Mein Traum war, Regisseur zu werden, ich nahm auch Schauspielunterricht – wie Sepp Blatter –, aber ich bin eher der Strippenzieher, auf die Bühne wollte ich nicht.» Voller Bewunderung und neidvoll spricht er von Alexander Pereira, dem Opernhaus-Intendanten, der einen «fantastischen Job macht in Zürich, die besten Stars bringt und das Geld hereinholt». Mit dreissig entschied sich Vogel endgültig für die weite Welt des Fussballs, «weil ich nicht auf der Städtetheater Bühne Biel/Solothurn enden wollte».

Er hat Generationen von Trainern und Präsidenten überlebt. «Nur Fifa-Präsident Sepp Blatter ist noch etwas älter... und raffinierter», sagt Vogel. «Die Zeit mit Sepp war für mich extrem lehrreich. Ich erfuhr hautnah, welchen Einflüssen er ausgesetzt war, wie er hofiert, gepusht und angefeindet wurde. Es war faszinierend, zu sehen, wie ein Mensch in Drucksituationen reagiert, wie er sein Abwehrregister einsetzt. Während 20 Jahren war ich als Entwicklungshelfer der Fifa im Einsatz, für ein Taschengeld.» Vogel war sogar Nationaltrainer in Simbabwe.

Und seine Selbstanalyse in der Endschleife seiner Karriere? «Ich sehe immer zuerst die Chancen, ehe ich die Gefahren erkenne. Im Nachhinein sage ich: «Wie konntest du so blöde sein, ein solches Risiko einzugehen, das hätte zu einer fürchterlichen Katastrophe werden können. Hast du das nicht gesehen?» Zum Glück muss ich sagen, dass ich nicht alle Gefahren erkenne. Denn wenn du zu viele Gefahren siehst, dann tust du nichts.» ○

Unternehmen Tyra

Noch verdient ihr Vorbild Oprah Winfrey als Talkmasterin mehr. Aber zwei persönliche Ziele hat das ehemalige Supermodel Tyra Banks bereits erreicht: Ihr Vorname allein ist Programm, und sie kann endlich gelassen dicker werden. *Von Beatrice Schlag*

Niemand begeht mehr den Fehler, Tyra Banks zu unterschätzen. Sehr zu ihrem Bedauern. «Ich mag es, unterschätzt zu werden», sagt die nach Oprah Winfrey bestbezahlte TV-Talkerin der Welt. «Als Model war mein grösstes Hindernis, dass ich schwarz war und Kurven hatte. Als ich TV-Shows produzieren wollte, sagten alle: «Die ist doch ein Model, die wird nur dasitzen und nichts tun.» Ich sagte: «Ich, nur ein Model? Ich werd's euch zeigen.»» Zwei Jahre nach Beginn ihrer Fernsehkarriere zählte das US-Nachrichtenmagazin *Time* sie zu den hundert einflussreichsten Persönlichkeiten der Welt.

Allein zwischen Juni 2007 und Juni 2008, errechnete *Forbes*, verdiente die heute 35-Jährige über 25 Millionen Franken als Produzentin und Moderatorin der «Tyra Banks Show» und von «America's Next Top Model». Das ist sehr viel mehr Geld, als man auf Laufstegen verdient. «Top Model» wird inzwischen in über hundert Ländern gezeigt. In dieser Saison ist auch die dritte von ihr konzipierte Show angefallen, «Stylista» – ein Wettbewerb um einen Volontärsjob als Stylistin bei *Elle* –, bei der sie selber nicht vor der Kamera steht. Ihre Produktionsfirma Bankable Productions bereitet ausserdem eine Buchverfilmung für Teenager vor. Nicht fürs Kino, sondern als DVD. Die Werbung fürs Kino, sagt die kostenbewusste Produzentin, die vom Filmmagazin *Entertainment Weekly* als «America's Next Top Mogul» gefeiert wurde, sei für einen Erstling zu teuer.

Sinn für Realität ist eines der augenfälligsten Merkmale der Frau, die auf ungefähr allen Magazin-Frauenlisten Spitzenplätze belegte, ob nun «sexy», «schön» oder «mächtig» gefragt war.

Lachen über Cellulite

Wer sich unter Banks eine mokkafarbene Ausgabe von Heidi Klum vorstellt, deren Konkurrenzshow «Project Runway» (Projekt Laufsteg) in den USA ebenfalls erfolgreich ist, irrt. Die in New York lebende Kalifornierin ist im Gegensatz zu der deutschen Frostbeule ein genuines Fernsehtalent. Sie probt selten, was ihre Sendungen wohltuend unklinisch und gelegentlich chaotisch macht. Sie kann über existenzielle Probleme schwerelos und über den richtigen Büstenhalter mit heiligem Ernst debattieren. Und sie hat eine Mission: jungen Frauen sowohl Flausen wie Komplexe auszutreiben.

Wer lediglich in ihre Sendung kommt mit der Hoffnung, berühmt zu werden, den oder die herrscht sie an, ihre Aufgaben zu machen.

Möchtegern-Models, die nicht mindestens eine Handvoll berühmter Designer nennen können, schickt sie schimpfend nach Hause. Talk-Gäste, die mit ihrem Körper hadern, fordert sie auf, mindestens einen Körperteil an sich zu finden, den sie mögen, und zeigt ihnen mit unanmassenden Tipps, wie sie ihn herausstreichen können. Sie verweist auf ihre Augenringe, redet vergnügt über ihre Cellulite und zeigt Originalfotos aus ihrer Glamour-Zeit, die heftig retuschiert werden mussten, und sie selbst musste verschlankt werden, ehe die Bilder zur Veröffentlichung tauglich waren. Mit dem Videoclip «Kiss My Fat Ass», der auf You-

«Bei meinen Auftritten trage ich einen Schlüpfer, damit der Hintern nicht wackelt.»

tube um die Welt ging, machte sich das nach wie vor hervorragend aussehende Ex-Model definitiv zur Autorität für Körperkomplexe.

Der Clip ist einen Klick wert. Hier seine Vorgeschichte: Vor zwei Jahren, während der Aufnahmen in Australien zu «America's Next Top Model», wurde Tyra Banks von Paparazzi im Badeanzug abgelichtet. Ihr Hintern sah unvorteilhaft ausladend aus. Die Klatschmagazine druckten das Bild mit Hochgenuss. «America's Next Top Waddler» (Watschler), war eine der vielen unfreundlichen Schlagzeilen. «Hätte ich eine schlechte Selbstachtung», sagte Tyra Banks, «hätte ich mich versteckt und gehungert. Ich weiss, wie die Presse funktioniert. Ich war zu lange im Geschäft. Wenn man es ignoriert, versickert es. Aber etwas in mir sagte: «Das ist lächerlich. Ich wiege doch keine hundert Kilo.»

Wenige Minuten vor Beginn der nachmittäglichen «Tyra Banks Show» schlüpfte sie aus ihrem Kleid, trat stattdessen im gleichen Badeanzug auf, in dem sie die Paparazzi abgelichtet hatten, und stellte sich neben eine Vergrösserung des mittlerweile berühmten unschönen Bildes: «Ich hab etwas zu sagen, Leute, die ihr über mich oder irgendjemanden mit einer Figur wie meiner hässlich redet, die ihr auf Mädchen und Frauen herumhackt», rief sie, sichtlich aufgeregter, als man sie je gesehen hatte, «leckt mich an meinem fetten Arsch!»

Sie sei, sagte sie später, vor dem Auftritt sehr nervös gewesen. Eine Viertelstunde im Badeanzug vor der Kamera sei hart. «Und dann weinte ich am Schluss und dachte, das wirke schwach.

Aber sie überzeugten mich, es so zu lassen. Alle Frauen sind verletzlich.» Der Auftritt war wochenlang Spitzenreiter bei Youtube. Die Diskussion darüber, wie dick oder dünn Models zu sein haben, entbrannte einmal mehr, und Tyra redete an vorderster Front mit.

Das Supermodel mit den langen Beinen und der natürlich grossen Oberweite – dass sie allen Gerüchten zum Trotz keine Implantate hat, liess sie sich während einer ihrer Shows von einer Ärztin bestätigen – hatte ein halbes Leben lang mit ihrer Figur gehadert. Als Teenager war sie zu dünn, mit 25 fast zehn Kilo dicker als ihre Kolleginnen auf dem Laufsteg. Sie spricht darüber mit dem Studiopublikum genauso unbefangen wie mit Journalisten. «Ich hielt mich nie für schön. Ich modelte, weil ich aussah wie ein Model. Das ist ein grosser Unterschied. Models sind gross, haben eine breite Stirn, ein schmales Kinn und volle Lippen. Männer finden es nicht attraktiv, wenn eine Frau wie ein grosses Alien aussieht. Sie sagen höchstens, man sollte modeln. Heute habe ich keine Model-Figur mehr. Bei meinen Auftritten trage ich einen Schlüpfer, damit der Hintern auf der Bühne nicht wackelt.»

Pizza statt Salat

Den Einwand, ihre Schönheitsprobleme als Supermodel seien doch beträchtlich weit weg gewesen von den Figurproblemen realer Frauen, lässt sie nicht gelten: «Die Modeszene ist keine reale Welt, aber es war meine Welt. Und in meiner Welt war ich fast immer zu dick, und ich hatte immer ein Problem damit.»

Das Scheidungskind Tyra Lynne Banks, aufgewachsen mit der Mutter im vorwiegend schwarzen kalifornischen Inglewood bei Los Angeles, Schülerin in einer privaten katholischen Mädchenschule, modelte schon mit zwölf gelegentlich, für kleine Spots und Kataloge hier und dort. Mit sechzehn, als sie am College ihre Ausbildung als TV-Produzentin beginnen wollte, lud ein Model-Agent, der ihre Bilder gesehen hatte, sie nach Paris ein. Die strenge Mutter bestand darauf, dass sie zuvor lernte, wer wer war in der Modewelt: «Es mag glamourös sein, aber es ist ein Geschäft», sagte Mama. Tyra Banks sass wochenlang in der Bibliothek und hämmerte sich die Namen von Designern, Fotografen, Stylisten, Coiffeuren und renommierten Make-up-Spezialisten in den Kopf. Dann, sagt sie, sei sie bereit gewesen. 1991, in ihrer ersten Saison in Paris, wurde die 17-Jährige für 25 Shows gebucht, unter ande-



Stimme einer Generation: Tyra Banks, Ex-Model.

rem von Chanel und Yves Saint Laurent. Nach der zweiten Saison sagte ihre Mutter, inzwischen auch ihre Managerin: «Erinnerst du dich an das Model, das letztes Jahr so heiss war? Sie ist verschwunden. Genau so wird es dir ergehen. Du musst schon am Anfang an das Ende denken.» Tyra Banks fand den Gedanken nicht befremdend. So war sie erzogen worden: jede Chance zu ergreifen und dabei nie zu glauben, ohne Einsatz werde das Glück anhalten. Sie begann, ihre Zukunft zu planen, als sich noch fast alle Modehäuser darum rissen, sie auf dem Laufsteg zu haben. Und sie wusste, was sie wollte: Kontrolle. «Es gab keinen Tag in meinem Model-Leben, an dem ich nicht gegen Vorurteile anrannte. Man sagte, als Schwarze könne ich nicht auf Titelbilder, ich könne gewisse Kampagnen nicht machen. Ich hörte immer nur, was ich nicht kann.» Es machte sie nicht bitter, aber sehr hungrig, zu beweisen, dass sie sehr wohl konnte.

«Ich habe mich nie mit der Modewelt identifiziert», sagte die bis heute an teurem Design nicht sonderlich interessierte Talkmasterin dem *New York Times Magazine*, «die 30 000-Dollar-Roben, die ich tragen musste, erinnerten mich eher an Halloween.» In ihren Shows trägt sie vorwiegend Mode, die sich auch ihre Zuschauerinnen leisten können – und die am Ende der Sendung mit Bezugsquellen aufgelistet werden, das bringt Sponsoren. «Aber damals begriff ich auch, dass sich mit Anzeigen für grosse Kosmetikfirmen und Bademode-Kalendern sehr viel mehr Geld verdienen liess als mit Haute Couture. Ich begann Cindy Crawford zu beobachten, die zuerst auch Haute Couture machte und dann zu diesem amerikanischen Massengesicht wurde. Kein schwarzes Model hatte je versucht, wie Cindy Crawford zu sein. Schwarze Supermodels wie Iman waren einschüchternde Diven. Ich wollte Cindys Karriere. Ich wollte das schwarze Girl von nebenan sein.»

«Die 30 000-Dollar-Roben, die ich tragen musste, erinnerten mich eher an Halloween.»

Es war nicht nur das Geld, das sie reizte, von der elitären Haute Couture zu Massenprodukten zu wechseln. Erstens war Elite etwas, was sie einschüchterte. Sie fand die Schönheit europäischer Städte beeindruckend, aber genossen hätte sie sie deutlich mehr, wenn es mehr Fast-Food-Ketten gegeben hätte: «Es ist traurig, aber es war zu viel für mich, ich bin Durchschnittsamerikanerin.» Zweitens hatte Tyra Banks nach vier Model-Jahren deutlich zugenommen. Die Agentur informierte ihre Mutter, dass eine Reihe von Designern sie mit ihrem jetzigen Gewicht nicht mehr beschäftigen würden, und riet dringend, die Tochter auf Diät zu setzen. «Meine Mutter erzählte es



Mehr Stoff: «Tyra Banks Show» mit Gast Quentin Tarantino (l.).

mir und sagte: «Lass uns eine Pizza essen gehen.» Diät stand nicht zur Debatte. «Ich habe einmal drei Tage von Salat zu leben versucht», sagt Banks, «so etwas mache ich nie wieder.»

Mutter und Tochter diskutierten einen Karrierewechsel. Kurz darauf unterschrieb Tyra Banks als erstes schwarzes Model einen Vertrag mit dem amerikanischen Lingerie- und Bademodehersteller Victoria's Secret. Sie wurde das erfolgreichste Gesicht des Konzerns, der Absatz stieg wie nie. «Tyra war immer klug», sagt ihre schwarze Model-Kollegin Veronica Webb, «sie mochte keine Kleider. Warum sollte sie? Sie sah in Bikini und Unterwäsche grandios aus. Das ist der Ort, wo es im Modebusiness wirklich abgeht: Wer ein schönes Décolleté hat, kann ein Vermögen scheffeln. Und sie unterzeichnete den Vertrag. Für ein schwarzes Model war das unglaublich.» 1997 erschien Banks, ebenfalls als erste Schwarze, im weissgetupften roten Bikini auf dem Cover der legendären Bademode-Ausgabe von *Sports Illustrated*. Das mag für die meisten weissen Menschen ein nebensächliches Ereignis sein. Von farbigen weiblichen Teenagern, die vom Berühmtsein träumen, wurde es registriert wie ein Dammbuch.

Zehn Jahre später und zehn Kilo runder liess sie sich erneut im roten Bikini fotografieren, diesmal für ihre Talkshow, «um zu zeigen und zu feiern, wie ich heute bin. Diesmal brauchten wir etwas mehr Stoff für den Bikini. Aber in zehn Jahren werde ich es wieder tun, vermutlich mit noch mehr Stoff. Denn das, was ich heute bin, eine Stimme meiner Generation, kann ich auch noch mit zehn Kilo mehr sein.»

Es war ihr grosses Vorbild Oprah Winfrey, in deren Nachmittagsshows Tyra Banks erstmals regelmässig im Fernsehen zu sehen war. Noch immer hauptberuflich ein Model, fungierte

sie von 1999 bis 2001 zwei Jahre lang als eine Art Jugend- und Modekorrespondentin für Amerikas mächtigste Talkerin. Ihre Leichtigkeit zu improvisieren, ihre schnelle Intelligenz und ihre Fähigkeit, mit den unterschiedlichsten Gesprächspartnern den richtigen Ton zu finden, fielen der TV-Produzentin Hilary McLaughlin, heute Co-Produzentin der «Tyra Banks Show», auf: «Sie schien weiser, als man das in dem Alter ist. Das erwartet man nicht von einem Supermodel. Ich sprach sie auf eine Talkshow an, die eine Lücke im Markt füllen könnte.» Fast sechzig Prozent von Oprah Winfreys Publikum sind Frauen über fünfzig. Für jüngere Zuschauerinnen war das Nachmittagsangebot des Fernsehens praktisch nicht existent. Aber Tyra Banks fühlte sich nicht bereit und wollte sich noch eine Weile auf das Modeln konzentrieren.

Die Weile dauerte nicht lange. Die Idee zu «America's Next Top Model» trug sie bereits mit sich herum, als sie als Lingerie- und Kosmetikmodel noch an der Spitze im Geschäft war. Fast alle, denen sie von der Idee erzählte, winkten ab. Ein schwarzes Supermodel als Chef-Jurorin des Nachwuchses? 2005 ging die erste Staffel mit Kandidatinnen aller Rassen versuchsweise auf Sendung. CBS-Präsident Les Moonves war mehr als skeptisch. «Ich habe Tyra unterschätzt, wie alle. Früher wäre ihr Publikum vor allem schwarz gewesen, aber heute werden Fernsehzuschauer, vor allem jüngere, immer farbenblinder. Als meine Tochter, die meine beste Ratgeberin ist, sagte, dass «Top Model» ihre Lieblingsshow sei, begriff ich, wie gut Tyra als Produzentin ist. Sie hat eine ähnliche Ausstrahlung auf junge Zuschauer wie Obama auf junge Wähler: Beide haben ihnen etwas zu sagen.» ○

Zerzaustes Vogelnest

Ein paar Sommerwochen lang war das Olympiastadion von Beijing das Zentrum der Sportwelt. Nur sieben Monate nach der Schlusszeremonie droht das Vorzeigebauwerk der Schweizer Architekten Herzog & de Meuron zu zerfallen. *Von Rod Ackermann*

Grossartig sieht es aus, das gigantische, von den Schweizer Architekten Herzog & de Meuron erdachte «Bird's Nest» (Vogelnest) von Beijing, wenn auch nur aus einer gewissen Distanz. Wer sich das Prunkstück der Olympischen Spiele von 2008 in diesen Tagen von nahe anschaut, wird je nach Standpunkt von Wehmut oder Schadenfreude, sicherlich aber von einer gewissen Enttäuschung beschlichen. Gerade sieben Monate sind seit der letzten grossen Show in der monumentalen Arena – der Schlusszeremonie der Paralympics – vergangen, und schon blättert innen wie aussen der Lack ab in breiten Streifen. Aus den mit Maschendraht umzäunten Vorplätzen wurden Dutzende von Bodenplatten herausgerissen, auf dem stählerne Skelett des Baus lagert eine bräunliche Patina aus Staub und Schmutz.

Der Zugang in die oberen Stockwerke ist untersagt, angeblich aus Sicherheitsgründen. Selbst die überall postierten Uniformierten lassen an Haltung zu wünschen übrig. Statt einer zackigen Habacht- stehen nicht wenige von ihnen in der Ruhestellung. Keine Frage: Die schönen Tage von Olympia sind vorbei.

Wo die kokette Jelena Isinbajewa mit ihrem Weltrekord-Stabsprung zuwartete, bis die Aufmerksamkeit der 91 000 Zuschauer nur noch ihr allein galt, und der jamaikanische Wundersprinter Usain Bolt der Konkurrenz sowie unvermeidlichen Doping-Gerüchten in Riesenschritten enteilt, lichten sich jetzt massenhaft Touristen gegenseitig ab, am liebsten mit einem der nach wie vor präsenten Olympia-Maskottchen. Die allermeisten Besucher sind Gruppenreisende aus der chinesischen Provinz, der Besuch im Olympiastadion, patriotischer Schauer inbegriffen, gehört zum obligatorischen Programm. Für Einzelpersonen dagegen ist der Eintrittspreis von 50 Yuan – umgerechnet etwas mehr als 8 Schweizer Franken – beträchtlich. Für satte 120 Yuan können sich Erlebnishungrige in einen Trainingsanzug der chinesischen Olympia-Mannschaft stürzen und auf einem Siegerpodest in Pose werfen. Noch teurer sind die Olympia-Souvenirs im Stadion-Shop: T-Shirts kosten 230 und Krawatten bis zu 310 Yuan. Den Ramsch zu Spottpreisen zu verschleudern, verbietet die tiefsitzende sozialistische Praktik.

Dennoch ist der Zulauf zum Monument des chinesischen Gigantismus ungebrochen. Es gehört quasi zur Bürgerpflicht, der Familie und dem Freundeskreis Schnappschüsse aus der neuesten Attraktion der Kapitale mitzu-



Monument des chinesischen Gigantismus: «Bird's Nest».

bringen. Tag für Tag würden zwischen 20 000 und 30 000 Eintritte gezählt, versichern die Verantwortlichen des Olympiaparks. Auf Einnahmen sind sie unbedingt angewiesen, und weil Not erfinderisch macht, fand am 1. Mai im «Vogelnest» erstmals ein Popkonzert mit Sängerin Zhang Li Yin statt, wofür 70 000 Tickets verkauft wurden.

Prestige statt Praxis

Für den Sommer sind Aufführungen der Oper «Turandot» angesagt. Ob dies ausreicht, um die laufenden Kosten zu decken? Auffallend immerhin, dass keine Rede mehr ist von der Durchführung sportlicher Grossereignisse, nachdem sich Verhandlungen mit lokalen Fussball-Gewaltigen zerschlugen. Für den inzwischen beliebtesten Sport der Volksrepublik China, den Basketball Marke NBA beziehungsweise Nike und Adidas, ist das Stadion ohnehin viel zu gross. So viel zur Wahrung des olympischen Erbguts, wie es von den Herren der fünf Ringe gerne gefordert wird.

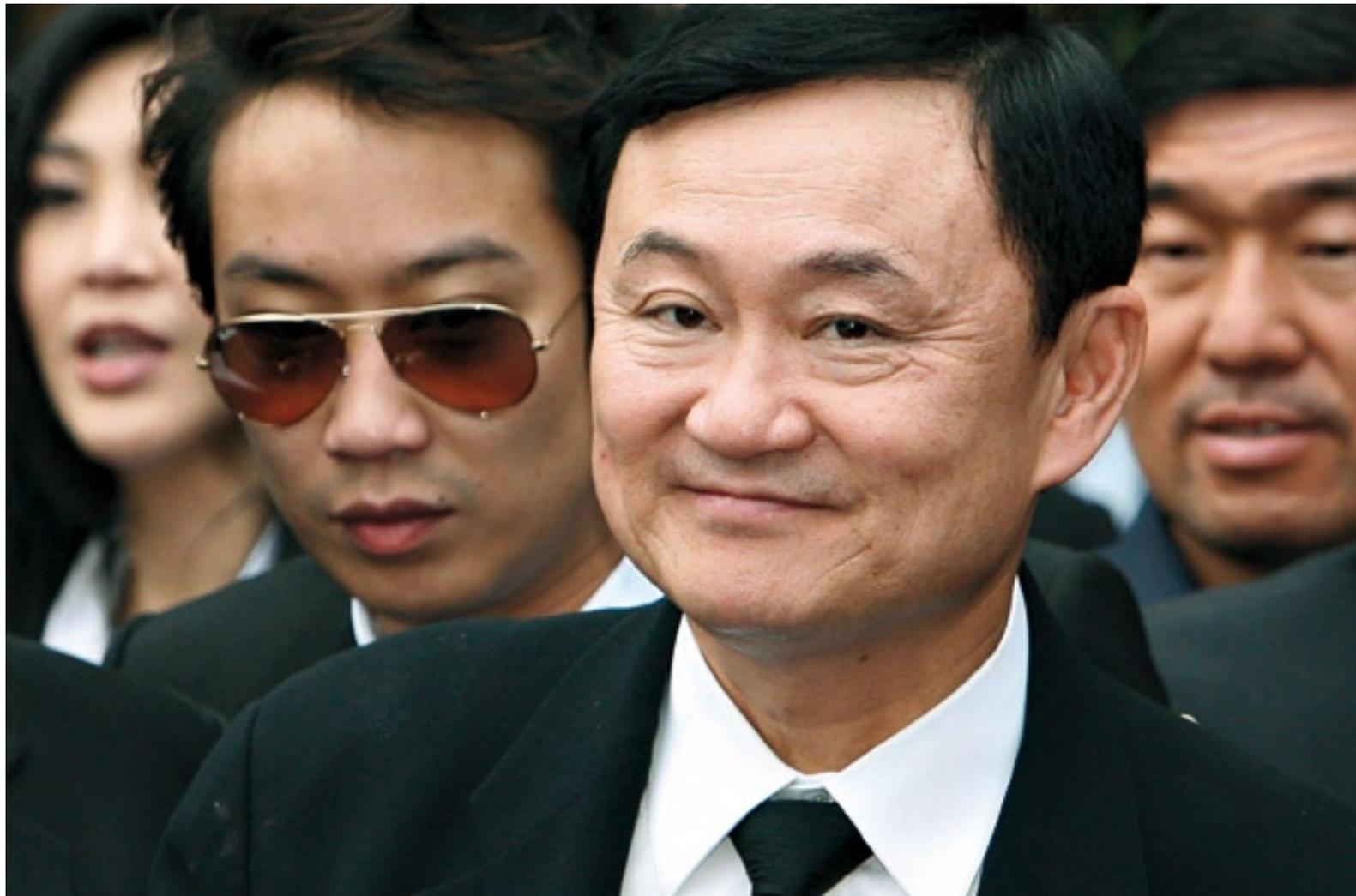
Nicht dass das Beispiel von Beijing eine Ausnahme wäre in der Phalanx von Olympia-Prunkbauten auf vier Kontinenten. Post festum fristen sie entweder als weisse Elefanten ein defizitäres Dasein oder wurden einträglicheren Bestimmungen zugeführt. So dient das mit dem markanten schiefen Turm ver-

zierte Stadion der Spiele von Montreal 1976 hauptsächlich als Ausstellungsgelände, finden im Memorial Coliseum von Los Angeles (1984) ausschliesslich American-Football- und im Olympiastadion von Atlanta (1996) Baseball-Veranstaltungen statt. Auch in Sydney (2000) übernahm der Berufssport – Profi-Rugby und Australian Rules Football – das Zepter. Vorsorgliche Lehren gezogen wurden, beschleunigt durch die Wirtschaftskrise, in London. Als Hauptschauplatz der Spiele 2012 erstellen die praktisch veranlagten Briten zwar ein 80 000-plätziges Stadion, reduzieren es hinterher jedoch auf gerade einmal 25 000 Sitze.

Im Reich der Mitte dagegen herrscht statt Praxisbezogenheit ungebrochenes Prestigedenken. Hatte die Obrigkeit mit Blick auf internationale Aufwertung – und ohne lästige Rücksichtnahme auf Kostenfragen beziehungsweise Umweltschutz – hinter dem olympischen Slogan «one world, one dream» eine gigantische Selbstfeier inszeniert, so unternimmt sie jetzt alles, um den ausgebliebenen Nachhall auf die Spiele zu ersetzen. Nächste Station: die Weltausstellung 2010 in Shanghai. In der seit je mit Beijing rivalisierenden 20-Millionen-Metropole an der Mündung des Jangtse wird dafür rund um die Uhr und sieben Tage pro Woche am Projekt geschuftet. Nach olympischem Vorbild. ○

Des Königs ärgster Feind

Thaksin Shinawatra musste abdanken, weil er die Monarchie gefährdete. Doch auch im Exil ist der thailändische Ex-Premier noch mächtig genug, sein Land ins Chaos zu stürzen. *Von Anett Keller*



Personifizierte Rebellion gegen das Establishment von Bürokratie und Krone: Ex-Premier Thaksin.

Wo auf der Welt Thaksin Shinawatra am 26. Juli seinen 60. Geburtstag feiern wird, weiss er wohl selbst noch nicht einmal. Daheim, im Kreise seiner Lieben, ist wohl die unwahrscheinlichste aller Optionen. Der thailändische Ex-Premier ist derzeit einer der weltweit bekanntesten politischen Flüchtlinge – einer der reichsten ist er zweifellos.

Thaksin, Thailands Regierungschef von 2001 bis 2006, hat sein Land gespalten wie niemand vor und niemand nach ihm. Rot und Gelb: Andere Farben scheint Thailands politische Farbenlehre derzeit nicht zu kennen. Rote Shirts, in sie kleiden sich Thaksins Anhänger, die sich vor allem aus der armen Landbevölkerung rekrutieren und die das Land Mitte April mit ihren Protesten lahmlegten.

Ihre Zielscheibe war Abhisit Vejjajiva, der Premierminister, dessen Rücktritt die Demonstranten forderten. Er wird vom «gelben Lager» unterstützt. Gelb – die Farbe des Kö-

nigshauses – steht für jene Mischung aus städtischer Oberschicht, Königstreuen und Militärs, die Thaksin abgrundtief hassen und den «Roten» die Fähigkeit zur Demokratie absprechen. Weil sich Thaksin und seine Anhänger die Stimmen der Armen kauften, sollte man die Zahl der Parlamentssitze, die per Wahlen vergeben werden, stark einschränken, fordern die «Gelben», die sich dennoch «Volksallianz für Demokratie» (PAD) nennen.

Herrschendes Phantom

Es ist wie beim Tauziehen, mal ist Gelb vorn und mal Rot. Erst Anfang Dezember war der letzte, Thaksin-treue Premier abgesetzt worden, nachdem die «Gelben» den internationalen Flughafen von Bangkok besetzt und der Tourismusbranche einen Millionenschaden zugefügt hatten. Stabilität wurde nicht erreicht. Zu mächtig sind Thaksin und seine Gefolgsleute, zu viele folgen ihnen und sind im

Zweifel bereit, ihr Leben zu riskieren. «Wir in Thailand haben lange unter einer Demokratie gelitten, die nur für wenige galt: für die politische Elite in Bangkok», sagte Thaksin jüngst im Interview mit dem *Spiegel* über die neuerliche Mobilmachung. Wovon er nicht spricht: dass Thailand unter seiner Führung nicht demokratischer geworden ist, im Gegenteil. Trotzdem: Thaksin ist der einzige thailändische Regierungschef, der mehr als eine Legislaturperiode überstand.

Wer ist der Mann, dessen Phantom noch immer über Thailand herrscht? Thaksin wurde 1949 als Kind wohlhabender und einflussreicher Eltern geboren. Seine chinesischstämmige Familie hatte ein traditionsreiches Seidenunternehmen erfolgreich ausgebaut, besass Obst- und Blumenplantagen und mehrere Filmtheater. Thaksin entwickelte recht früh einen Sinn fürs Geschäft: Bereits mit 16 managte er eines der Kinos seines Vaters.

«Thaksin ist ein unglaublich energischer und rastloser Typ, sein Ehrgeiz kennt keine Grenzen», sagt der renommierte Thailandexperte Duncan McCargo, Autor von «The Thaksinization of Thailand». Der Ex-Premier trenne nie zwischen persönlichen Interessen und dem Wohl Thailands. Wofür Thaksin sich begeisterte, das musste auch gut für Thailand sein.

1973 begann Thaksins Karriere im Polizeiapparat. Thailand war eine Militärdiktatur, die Grenzen zwischen Staatsdienst und Privatunternehmertum waren fließend. Thaksin ehelichte eine Generalstochter und verdiente zusätzlich, indem er Computer an die Polizei verleaste. Zwanzig Jahre später kürte ihn die Gemeinschaft südostasiatischer Staaten zum «Businessman of the Year». Thaksin machte mit seiner 1983 gegründeten Telekommunikationsgesellschaft Shin Corporation und dank geschickter Nutzung oligopolistischer Staatslizenzen Milliarden Gewinne.

Freier Wettbewerb war im südostasiatischen Kontext ein Mythos. Das Geschäft konzentrierte sich in den Händen weniger Familien mit besten Beziehungen in die Politik. 1994 wurde Thaksin Politiker, zunächst als Aussenminister, dann als Vizepremier. Neu war die Kombination aus Geld und politischer Macht nicht. Doch mit Thaksin, so die Bilanz seiner Biografen Pasuk Phongpaichit und Chris Baker, kam der Wechsel von «money politics» zu «big money politics».

Begnadeter Selbstdarsteller

Die Asienkrise überstand Thaksin praktisch unbeschadet. «Dass der thailändische Baht um die Hälfte abgewertet wurde, hatte für ihn in keinsten Weise die gleiche Wirkung wie auf seine Konkurrenten», schreibt Joe Studwell in seinem Buch «Asian Godfathers». Böse Zungen behaupten, Thaksin habe dank Insiderwissen genügend Zeit gehabt, sein Kapital vor der Abwertung in Sicherheit zu bringen. Studwell nennt es einen «reizenden Zufall», dass der zu jener Zeit amtierende Finanzminister früher Geschäftsführer in Thaksins Unternehmen war.

Was die Monopolstellung von Thaksins Shin Corp. ernsthaft gefährdete, war die vom IWF erzwungene Deregulierung des Telekommunikationsmarktes. 1998 ging Thaksin in die Offensive. Er gründete die Partei «Thais lieben Thais» (TRT), die in seinem Bürokomplex ihr Hauptquartier bezog. Aus einem perfekt organisierten Wahlkampf ging Thaksin 2001 als Premierminister hervor. Unermüdlich war der begnadete Selbstdarsteller zuvor durchs Land gezogen und hatte das falsche Image des «einfachen Mannes vom Lande» propagiert, der es in mühevoller Kleinarbeit zum Milliardär geschafft hatte. Er versprach Verbesserungen im Bildungs- und Gesundheitswesen sowie eine harte Hand gegen Drogenhändler und korrupte Beamte.

Je wahrscheinlicher ein Wahlsieg von Thaksins TRT wurde, desto mehr scharte sich Bangkoks Big Business um ihn. «Thaksins Auf-

stieg war die logische Folge von Thailands businessdominierter Politik, aber in bisher nicht gekanntem Ausmass», sagen die Biografen Baker und Phongpaichit. «Er brachte einige der reichsten Vertreter von Thailands Kapital an die Schalthebel der Macht.»

Law and Order

Thailands Wohl war Thaksins Wohl: Er schnitt den Telekommunikationsmarkt auf die Bedürfnisse von Shin Corp. zu, deren Gewinn sich zwischen 2001 und 2003 beinahe verfünffachte. Doch hatte Thaksin auch eine politische Vision:



Schweigende Macht: König Bhumibol.

Er wollte Thailand mit allen Mitteln moderner, konkurrenzfähiger und effizienter machen. Er verhalf dem Land zu wirtschaftlichem Wachstum und zu einer Phase politischer Stabilität, wenn auch mit fragwürdiger menschenrechtlicher Bilanz. Seinem Krieg gegen den Drogenhandel fielen Hunderte Unschuldiger zum Opfer. Und das brutale Vorgehen der Sicherheitskräfte im Konflikt in Südthailand drehte die Spirale der Gewalt dort nur noch schneller.

Das Volk bekam, was Thaksin versprochen hatte: Law and Order und Geschenke für die Unterschicht. Die Landbevölkerung, die zahlenmässig stärkste Wählerschicht, liebt ihn bis heute für seine Sozialprogramme. Er gab Dörfern Staatskredite und machte Arztbesuche für Bauern erschwinglich. «Auch wenn diese Gesetze schon lange in der Ministerialbürokratie vorbereitet wurden und erst unter Thaksin umgesetzt worden sind, steht sein Name dafür, den Armen geholfen zu haben», sagt Marco Bünte, Thailandexperte beim Hamburger GIGA-Institut für Asien-Studien.

Für seine Anhänger ist Thaksin bis heute die personifizierte Rebellion gegen das Establish-

ment von Bürokratie und Krone. Diesem Establishment wurde Thaksin, nach seinem zweiten Wahlsieg 2005 mit der absoluten Mehrheit im Parlament ausgestattet, zu mächtig. Er schränkte die Pressefreiheit ein, änderte die Verfassung, besetzte die Gerichte mit seinen Vertrauten. Seine Masslosigkeit verführte ihn zu entscheidenden Fehlern. Er verprellte Grossunternehmer, die ihn unterstützt hatten, indem er ihnen nicht die gleichen geschäftlichen Vorteile verschaffte wie sich selbst. Sondhi Limthongkul, jener Medienmogul, der während der Aprilunruhen ein Attentat nur knapp überlebte, wurde vom Getreuen Thaksins zum Erzfeind, der heute die «gelbe» PAD anführt.

Thaksin brachte Bangkoks nationalistisch gesinnte Elite gegen sich auf, als er Anfang 2006 – entgegen seinem Partei-Credo «Thais lieben Thais» – seine Shin Corp. an die Singapurische Staatsholding Temasek verkaufte. Den Gewinn von 1,9 Milliarden Dollar strich Thaksins Familie, dank einer zuvor durchgeboxten Gesetzesänderung, steuerfrei ein. Die öffentliche Meinung wandte sich gegen den Premier.

Wem Thaksins Machtfülle ein Dorn im Auge war, für den war nun der Moment gekommen, ihn zu stürzen. In Thailand gab es nur eine Person, die mächtiger war als Thaksin – König Bhumibol Adulyadej, der greise Monarch. Wer es wagt, ihn öffentlich zu kritisieren, dem droht Gefängnis. Wer es wagt, ihm seine Macht streitig zu machen, für den ist in Thailand kein Platz mehr. Wie immer in Thailands Geschichte, wenn die Monarchie gefährdet war, schritt das Militär zur Tat. Seit König Bhumibol 1946 den Thron bestieg, vergingen nie mehr als fünf Jahre ohne versuchten Militärputsch. Im September 2006, Thaksin war gerade an der Uno-Vollversammlung in New York, übernahmen die Generäle erneut die Macht. In einem unblutigen Putsch, akzeptiert vom schweigenden König.

Seitdem ist Thaksin auf der Flucht, bei Rückkehr droht ihm Gefängnis wegen Korruption. Seine Odyssee führte ihn unter anderem ins britische Exil. Aus dem Exil ruft er die «Roten» zur Revolte auf. Zuletzt genoss Thailands Ex-Premier die Gastfreundschaft des Scheichs von Dubai, wo der Spiegel mit ihm sprach. «Wir konnten uns auf ein überwältigendes Wahlergebnis stützen. Jetzt bin ich wie eine Ratte, die sich in einem Haus aufhält. Sie wollen mich fangen. Und sie finden nichts dabei, zu diesem Zweck das ganze Haus niederzubrennen», so Thaksin.

Der König könnte Thaksin Amnestie gewähren. Das wäre ein Zeichen der Versöhnung zum Wohle ihres Landes. Was folgte, wäre die Forderung nach Neuwahlen, von den «Roten» gewaltsam demonstriert. Gewinne Thaksins, was wahrscheinlich ist, schlug Gelb zurück.

Im Moment herrscht Ruhe in Bangkoks Strassen. Das Militär hat erneut seine Wichtigkeit bewiesen. Doch die nächste Runde des Tauziehens ist gewiss, solange sowohl Gelb als auch Rot über Leichen gehen. ○

Nacht der Giganten

Primitiv. Abgekartet. Brutal. Kaum ein Sport-Spektakel kennt so viele Vorurteile wie Wrestling. Doch hinter der schillernden Kulisse stecken Knochenarbeit und akrobatische Perfektion. Eine Nahbetrachtung. *Von Urs Gehriger*

Tyson Kidd liegt am Boden, reglos, bis auf die Knie, die zucken wie unter Strom. Ein Faustschlag hat ihn auf die Bretter gestreckt. Angefeuert vom Publikum steigt sein Bezwinger Evan Bourne in der Ringecke auf das oberste Seil. Er setzt zum «Finisher» an, dem matchentscheidenden Sprung. Das Publikum weiss, was nun kommt. «Moonsault! Moonsault!», schreit es, Bournes Spezialität, ein Salto rückwärts. Drei Meter wirbelt er durch die Luft und landet mit dumpfem Knall auf dem komatösen Kidd. Das Volk schnellt aus dem Gestühl und rast an die Banden des Ringgrabens, um den Sieger mit Handschlag zu feiern.

Aus der ganzen Schweiz und Frankreich sind sie angereist, die Fans, um ihre Helden in der Genfer Arena zu bewundern. «Wrestlemania» heisst das Spektakel. Seit seiner Gründung vor 25 Jahren gilt es weltweit als das Ereignis der Wrestling-Szene schlechthin. Bis gegen Mitternacht wird gerungen, gesprungen, gewürgt und getreten, dass der Boden kracht. Selbst Frauen steigen in den Ring, die sogenannten Divas. Im Kern ist «Wrestlemania» aber eine Männerbastion. Das Spektrum reicht vom zwergwüchsigen Witzbold bis zum Zweizentnerriesen, bizarr trainierte Muskelkolosse mit geölten Brustkästen, die glänzen wie gebeizte Truthahnbraten. Sie tragen Leggings und Lederstiefel und Fantasienamen wie Triple H, Rey Mysterio oder Hornswoggle.

Solche Happenings lösen bei den meisten Erwachsenen bestenfalls müdes Kopfschütteln aus. Wrestling, so die landläufige Meinung, sei ein primitives Affentheater. Übler Trash aus der kulturellen Müllkippe Amerikas. Die vorwiegend jugendliche Fangemeinde, die in der Schweiz steten Zuwachs verzeichnet, lässt die Kritik kalt. In ihren Augen erfasst die Mehrheit schlicht nicht, worum es beim professionellen Wrestling geht: nicht um olympischen Geist. Wrestling ist eine Mischung aus Sport und Show. Nicht der Wettkampf steht im Mittelpunkt, sondern die perfekt inszenierte Unterhaltung.

Anders als im normalen Sport kann im Wrestling kein Langweiler zum Star werden, nur weil er sportliches Talent hat oder hart trainiert. Dabei sind die physischen Ansprüche enorm. Wer das Geschehen aus der Nähe verfolgt, erkennt, mit welcher Präzision und akrobatischen Geschmeidigkeit die Darsteller ihr Werk verrichten. Die schwierigsten Griffe, Würfe, selbst die waghalsigen Sprünge – gegen 200 Aktionen kennt das Repertoire – wer-



Akrobatische Geschmeidigkeit: Wrestlerinnen.

den mit millimetergenauer Präzision ausgeführt. Totale Illusion ist die hohe Kunst. Jeder Schlag, jeder Fusstritt muss möglichst echt aussehen, ohne jedoch zu verletzen.

Dass nicht immer alles glimpflich abläuft, erzählt einer der Giganten kurz vor dem Match. Seit Jahren gehört Matt Hardy, 34, zu den Superstars. «Matt, die Leute draussen sagen, das sei billiges Theater.» – «Ein total ignorant Statement.» – «Eigentlich ist doch alles inszeniert, eine Art Muskelprotzballett?» – «Nein, harter Kampf. Unser Wrestling schmerzt jede Nacht.» – «Aber ihr schlagt ja gar nicht richtig zu?» – «Wir verrichten Massarbeit, aber leider verfehlt nicht jeder Schlag sein Ziel», sagt er und zeigt auf eine frischgenähte Narbe, 13 Stiche, direkt über der rechten Augenbraue. «Das passiert, wenn man ein paar Hundertstelsekunden zu spät reagiert.»

Im Universum des Wrestlings gibt es zwei Welten: die der Helden (Faces, Kurzform für Babyfaces) und die der Bösewichte (Heels). Wie bei den Göttern auf dem Olymp kommt es selbst unter den Guten zu Neid und Streit, die Anlass zu Schlachten bieten. So ergibt sich ein kompliziertes Geflecht von Helden und Bösewichten, Fehden und Intrigen, bei dem bloss der Fan den Überblick behält. Und selbst der weiss nie, wie das Schicksal seinen Idolen gesinnt ist.

Das wissen bloss die Bookers, die Drehbuchautoren der Wrestler-Saga. Sie stricken die Handlung um die wöchentlich ausgestrahlten TV-Kämpfe. Ähnlich wie bei einer Seifenoper definieren sie Rollen und Ausgang der Kämpfe, lassen Charaktere verschwinden, kreieren andere neu und halten so die Fans in Atem.

«Es ist wie im normalen Leben», sagt Hardy. «Du gehst zur Arbeit und weisst nicht, was dich erwartet. Plötzlich musst du den Boden wischen.» Jahrelang hatte er zusammen mit Bruder Jeff Schurken bekämpft. Um die Spannung zu steigern, haben die Bookers ihn nun zum Bösewicht mutieren lassen und in eine üble Familienfehde verwickelt. Bisheriger Höhepunkt: Matt zündet das Haus seines Bruders Jeff an, dabei verbrennt sogar dessen Hund. Seither fliegen zwischen den Brüdern die Fetzen.

Jeder weiss, dass die Story erfunden ist, aber irgendwie fiebert man trotzdem mit. Die Mischung aus comicartigem Melodram und testosteronschwangerer Akrobatik ist ein clever vermarktetes Gesamtprodukt mit weltweiter Fernsehübertragung, Merchandising und Videogames. Branchenführerin ist die World Wrestling Entertainment (WWE), die «Wrestlemania» promotet; ein börsenkotiertes Unternehmen mit einem Jahresumsatz von bis 400 Millionen Dollar.

Begonnen hat das Phänomen im 19. Jahrhundert in den engen Manegen der Jahrmärkte. Zur Volksbelustigung präsentierten sich dort Muskelmänner mit gezwirbelten Schnäuzen, gewandet in Tigerfelle oder Turneranzüge. Besucher wurden aufgefordert, für ein Preisgeld die Herkulesse herauszufordern; eine Versuchung, der sich lokale Kraftmeier und Wichtigtuer ohne Gesichtsverlust kaum entziehen konnten.

Sympathie für den Totengräber

Daraus entwickelten sich bald inszenierte Schaukämpfe. In den 1950er Jahren begann das Fernsehen die Matches zu übertragen und sorgte für flächendeckende Popularität. In den achtziger Jahren konnten talentierte Wrestler erstmals viel Geld verdienen. Aus dieser Zeit stammt die erste Wrestling-Ikone von globaler Strahlkraft: Hulk Hogan – Markenzeichen: solariumgegerbte Lederhaut, Kopftuch und blondierter Seehundsnauz.

Die meisten schaffen es nie bis an die Spitze. Misserfolg und Schulden trieben viele immer tiefer ins Verderben. Mickey Rourke hat den Gefallenen im Film «The Wrestler» ein Denk-



Inszenierung des Todes als Parodie: Hornswoggle (r.) stemmt einen zwergwüchsigen Witzbold.

mal gesetzt. Als Randy «The Ram» Robinson Ramzinski tingelt er durch drittklassige Hallen. Einsam, alt und krank. Die schlechtbezahlten Auftritte reichen nicht einmal, um die Stellplatzmiete für ein Wohnmobil zu zahlen, so dass er schliesslich als Lagerist in einem Supermarkt anheuern muss.

Es sei ein grossartiger Film, meint Matt Hardy. «Er zeigt die Gefahren des Business.» Wer Erfolg habe, werde leichtsinnig und verprasse das Geld. Plötzlich verletze man sich und stehe da ohne nichts. Im Wrestling müsse man auf alles gefasst sein. «Jeder Tag kann dein letzter sein. Du kannst dir einen Arm brechen oder das Genick.» In den letzten zehn Jahren verstarben gemäss einer Aufstellung der Zeitung *USA Today* 65 Wrestler, die noch keine 45 Jahre alt waren. 25 von ihnen erlitten einen Herzinfarkt, verursacht durch den Missbrauch von Schmerz- und Muskelaufbaumitteln.

Medikamente und Drogen sind die Schattenseiten, über die man ungern spricht. Man zelebriert den Tod als Parodie. Den ganzen Abend haben ihm die Fans in schauriger Erwartung entgegengefeibert. Als es plötzlich dunkel wird in der Arena und zwei Glockenschläge ertönen, wissen sie, jetzt ist er nah. Aus einer Trockeneisschwade schält sich gemessenen Schrittes ein Hüne, schwarzer Mantel, leichenblasses

Gesicht, die Augen im Schatten eines breitkrempigen Hutes versteckt: «The Undertaker!», ruft das Publikum, der Totengräber.

Derzeit gibt es wohl keine grössere Legende im Wrestling-Universum als diese Schauergestalt. Als Mark Calaway, ein Zweimetermann aus Texas, vor 19 Jahren erstmals in der Rolle des «Undertaker» den Ring betrat, gefror seinen Gegnern das Blut in den Adern. Nach vollendetem Kampf schleppte er die Besiegten im Leichensack raus. Kleine Kinder weinten, als seine Totenglocke ertönte.

«Wir verrichten Massarbeit, aber leider verfehlt nicht jeder Schlag sein Ziel.»

Über die Jahre geschah Sonderbares. Statt den Bösewicht auszubuhnen, begannen die Zuschauer den Totengräber anzufeuern. Die Bookers nahmen die Metamorphose in ihr Skript auf, und so verwandelte sich die Ausgeburt des Bösen langsam zum Guten. Ohne dass der «Undertaker» freilich nur ein Quäntchen von seinem Schrecken preisgegeben hätte.

So treibt er auch an diesem Abend seine beiden Widersacher wie aufgeschreckte Hühner durch den Ring, zerpfückt zuerst den einen,

bodigt den andern und stampft zur Kür: dem Tombstone, seinem legendären Finisher. Kopfüber hält er seinen Gegner und «rammt» ihm den Schädel wie einen Grabstein in den Boden. Benommen torkeln die Fans aus der Arena. Für die Erwachsenen war es illustre Unterhaltung. Kinder und Jugendliche hingegen sind endgültig vom Wrestling-Virus infiziert. Beseelt vom Wunsch, selbst einmal in den Wrestler-Olymp aufzusteigen, fahren sie nach Hause, zurück in die Gärten, Hinter- und Pausenhöfe, wo sie weiter ihre Idole nachahmen.

Auch Matt Hardy hat so angefangen. Als «Backyard Wrestler» auf einem Trampolin hinter dem Elternhaus. Auf die Frage eines zehnjährigen Fans, ob der Wrestling-Held ihm einen Tipp wisse, wie er zum Superstar werden könne, sagt der Profi: «Du musst hart trainieren, nie aufgeben und immer an deinen Traum glauben, dann kommst du eines Tages nach Florida in einen Wrestling-Kurs.» Als er sieht, wie ihn der Junge verzückt anschaut, fährt er in väterlichem Ton fort: «Aber zuerst musst du die Schule abschliessen. Man weiss ja nie, was das Schicksal so alles mit einem vorhat.»

Nächster Schweizer Event von *Wrestlemania*: 16. April 2010, Hallenstadion Zürich.

Diener der Weiblichkeit

Otto Weisser ist einer der erfolgreichsten Schweizer Fotografen und der Ehemann von Daniela Weisser, der Freundin von Zürichs Opernhausdirektor Alexander Pereira. Bevor billige Pornografie den Markt überschwemmte, schuf er Ikonen der erotischen Fantasie. *Von Ruedi Leuthold*

Der Meister der monochromen Männerträume trägt schwarze Hosen und eine dünne schwarze Jacke. «Psychologie», erklärt Otto Weisser, während wir uns durch das Gewusel in der düsteren Innenstadt von São Paulo kämpfen. «Vor einem schwarzen Hund hat man mehr Angst als vor einem weissen.» Er selbst hat das Gesicht eines gutmütigen Bernhardiners.

Wir fahren mit dem Lift himmelwärts, in die Terrassenbar des Gebäudes «Italia», 46. Stock, 168 Meter über dem Lärm der Strasse. Der richtige Ort, um auf ein Leben zurückzublicken, in dem jedem Absturz ein Höhenflug folgte. Eben nahm dieses Leben wieder eine Wende zum Traurigen. In der Schweiz verliess ihn seine brasilianische Frau zugunsten des Direktors des Zürcher Opernhauses.

Das fanden die Medien lustig: Der Erotikfotograf gegen den Opernhausdirektor – chancenlos. Dabei sind Weisser Inszenierungen gelungen, denen ein Millionenpublikum Applaus zollte, auf und unter der Bettdecke; über 600 Titelblätter in den auflagestärksten Zeitschriften der Männersehnsüchte, *Playboy*, *Lui*, *Penthouse*, Ikonen der erotischen Fantasie, die um die Welt gingen und bis nach China kamen, stilbildend zu einer Zeit, als die Aktfotografie eine Kunstform war und der Markt noch nicht von billiger Pornografie überschwemmt wurde.

Er ist mit Brigitte Bardot bekannt, hat mit John Wayne und Johnny Halliday Tequila gesoffen, Roman Polanski besucht ihn jedes Jahr. Er hat in fünf Kontinenten dreitausend Frauen in ein schönes Licht gerückt und sechs von dreissig Emmanuelle-Darstellerinnen entdeckt.

Angefangen hatte alles mit einem verletzten Hund. Nein, angefangen hatte es mit einer schönen Frau. Otto Weisser hat drei Vorlieben, das sind schöne Frauen, gute Freunde und schöne Frauen. Er war seinen Vorlieben immer treuer als seine Lieben ihm.

Weisser war dreissig, in Zollikon aufgewachsen, wohlzogener Sohn eines Wirtschaftsanwalts, Offizier, ausgebildeter Werbeassistent, als er eine Frau kennenlernte, die so schön war, dass sie im Jahr 1970 die Schweiz bei den Miss-World-Wahlen vertrat, Slivka Weisser. So schön war die, dass sie von den besten Fotografen der Welt abgelichtet wurde, was dem Ehemann nicht immer gefiel: Er fand, dass kein Richard Avedon und kein David Bailey ihrer Schönheit gerecht wurden. Sie schenkte ihm eine Nikon F2, und er versuchte es besser zu machen. Bis sie von einer Werbetour in die Karibik nicht zu-



Einsatz des Sonnenlichts: Weisser-Bild für den *Playboy*.

rückkehrte und mitteilte, sie habe einen Besseren gefunden. Der Himmel stürzte ein, und Otto suchte seine Armeepistole.

Jetzt, hoch über São Paulo, nimmt der Barpianist seine Arbeit auf, und man versteht sein eigenes Wort nicht mehr. Mit dem Lift hinunter, zu Fuss durchs Getümmel, Otto hat seine kleine Wohnung in der Innenstadt behalten, 72 ist er, die Jagd nach unentdeckten Schönheiten ist nie abgeschlossen, und hier, nahe beim Volk, verspricht er sich beste Beute.

Girls und Autos

Energisch stapft er voran, und wenn er ohne schwarze Jacke unterwegs ist, dann trägt er das Hemd über der Hose, so dass die Wegelagerer nicht wissen, ob darunter ein Schiessisen steckt. Alles nur Abschreckung. Damals aber, als die Welt zusammenbrach und er schluchzend am Tisch in seiner Zürcher Wohnung sass, drückte er sich ein wirkliches Gerät an den

Schädel, geladen mit einer Kugel. Im «Boi na Brasa», einer kleinen Fresskneipe, erzählt er endlich die Geschichte von Bazi, dem Riesendackel, der verletzt am Strassenrand lag und eben vom Bauern totgeschlagen werden sollte. Otto nahm das Tier mit nach Hause, pflegte es gesund, und genau in diesem Augenblick, als er, von seiner Schönsten verlassen, dem eigenen Schmerz ein Ende setzen wollte, drängte Bazi dazwischen, leckte ihm die Tränen vom Gesicht, und nun erlebte der junge Mann zum ersten Mal, dass jedes Tief nur das Vorspiel ist des nächsten Hochs.

Er packte Hund und Kamera ins Auto, fuhr zur Ablenkung nach Monte Carlo, es war der 14. Mai 1972, Jean-Pierre Beltoise gewann den Grand Prix auf Marlboro-BRM, und weil er, die Nikon an der Schulter, mit einem Fotografen verwechselt wurde, lichtete Otto im «Hotel de Paris» die Siegesfeier ab, und da er nun schon dort war und es ihm an Geistes-

gegenwart nicht mangelte, schlug er dem Zigarettenboss während des frohen Posierens vor, einen Marlboro-Kalender zu machen mit den Zutaten, die Männer damals und heute noch am liebsten sehen: Girls und Autos.

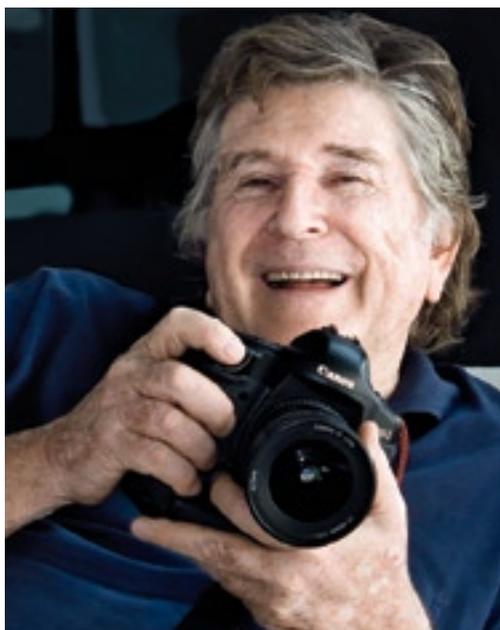
Er hatte weder Blitzlicht noch Assistenten, mit einer einzigen Aufnahme überzeugte er die Herren eines mächtigen Werbebudgets. Das Honorar war dreimal so hoch wie sein Jahreslohn. So wurde Otto Fotograf. Blitzlicht brauchte er auch später nicht, dafür besass er ein gutes Auge, und als er beim Fotografieren an einem Strand in Brasilien zufällig entdeckte, wie sich mit dem Einsatz von Spiegeln, die das Sonnenlicht reflektieren, die Körperkonturen auf ungeahnte Weise verschärfen lassen, fand er zu seinem eigenen Stil. Er machte keine Pornografie, und er war kein Paparazzo.

Seine Mutter hätte es gerne gesehen, er hätte auch mal eine Ausstellung gemacht. «Mutter», sagte er, «ich mache keine Kunst. Ich bin *Playboy*-Fotograf und verdiene in einem Tag so viel wie die Künstler mit einer ganzen Ausstellung.» Er war ein Freund der Prominenten und der Schönen, und manche Schöne, von seinen Spiegeln erleuchtet, wurde danach prominent. Frauen, die sich für Geld auszogen, zogen ihn nicht an. Er suchte Frauen mit der erfinderischen Gabe des Exhibitionismus. Die motivierte er, das Letzte zu geben. Daran scheiterte seine zweite Ehe. Seine brasilianische Frau, ihm als Stylistin zur Seite, plagte ihn mit dem Vorwurf: «So schöne Dinge hast du mir noch nie gesagt!» Sie verliess ihn für einen Jüngeren.

Für den TV-Giganten O Globo produzierte Otto Weisser Videoclips, und Dutzenden von jungen Mädchen verhalf er zu ein paar Sekunden Berühmtheit, einigen zum Aufstieg in den Sternenhimmel von Fernsehen und Mode. Mitte der achtziger Jahre erlitt er einen Hirnschlag. Das Internet verdarb das Geschäft mit den gedruckten Schönheiten. Der *Playboy* in Deutschland, der in den besten Zeiten 800 000 Exemplare verkauft hatte, brachte es noch auf eine Auflage von 50 000, bestenfalls.

Und für ein Honorar, das plötzlich zehnmal geringer war, mochte ein Otto Weisser nicht arbeiten. Und so war es ihm, als er die erste AHV erhielt, gelungen, aus einem grossen Vermögen wieder ein kleines zu machen. Geld hatte er immer grosszügig ausgegeben. Er lebte nun in Manaus, am Ufer des Amazonas, und hier erspähte sein erfahrenes Auge eine Schönheit, die der Perfektion nahekam.

«Wurdest du schon von einem Fotografen entdeckt?», fragte er sie. «Jeden Tag zwei Mal», antwortete sie. Es war diese Art kecker Unbekümmertheit, die den Mann seit je in Aufregung versetzte. Wenig später heiratete er Daniela de Souza, knapp fünfzig Jahre jünger, er erlebte seinen späten Frühling, machte wunderbare Pläne: Seine Frau, in der er unendliche Talente entdeckte, sollte fortan Männer fotografieren, er würde bei seinem eigenen Thema



«Fälschen und betrügen»: Weisser.



«Ich hebe die Frauen in den Himmel.»



Später Frühling: Daniela Weisser, Pereira.

bleiben, und zusammen würden sie der Welt nochmals vormachen, wie schön der Mensch ist, wenn man nur das richtige Licht findet.

Wald voller Affen

«Warum nur», fragt sich Otto Weisser jetzt, nach brasilianischem Rindsfilet und einer Flasche Concha y Toro aus Chile, «warum nur musste ich angeben wie ein Wald voller Affen? Warum musste ich meine Liebe nach Europa entführen? Ich stellte sie meinen Freunden vor mit ihren Privatjets und Villen am Meer. Sie war von all dem überfordert.» Seine Augen sind jetzt wässrig, und um den Schmerz zu mildern, stelle ich eine Mutmassung an: «Aber die Liebe deines Lebens, Otto, war die erste Frau, für die du dich fast umgebracht hast und deren Schönheit du ein Leben lang nachgelaufen bist!» Er überlegt, schüttelt den Kopf: «Die grosse Liebe meines Lebens ist Daniela.»

«Aber», wende ich ein, «das ist eine andere Liebe. Das ist die Liebe eines alten Mannes zur entschwundenen Jugend, vielleicht zum Kind, das er nie hatte.» Weiter komme ich nicht, denn jetzt habe ich seine Faust vor den Augen. «Willst du eine in die Fresse? Ein alter Mann? Ich bin kein alter Mann!» – «Medizinisch gesehen, wahrscheinlich schon», sage ich.

«Ich fühle mich jung», erwidert er, «so jung wie immer.» Wir gehen in den nächsten Nachtclub. Hier hat er eine Flasche Whisky stehen. Die Damen begrüßen ihn wie einen – Pardon – alten Bekannten. «Otto», sage ich, «jetzt bist du ein Leben lang der weiblichen Schönheit nachgerannt.» – «Fälschen und betrügen», sagt er und nimmt einen Schluck, «das war meine Kunst. Ich habe die Frauen schöner gemacht, als sie sind. Ich habe sie immer so fotografiert, dass alle ihre Makel verborgen blieben.» – «Fühlst du dich schlecht bezahlt?»

«Ach was», knurrt er, «ich hebe die Frauen in den Himmel. Aber das ist häufig kurzlebig. Meine Freiheit ging mir über alles, und deshalb habe ich auch keine Kinder. Ein Leben, wie ich es führte, ist egoistisch.» Auf der Bühne geht es nun sehr unanständig zu und her. «In jüngster Zeit», sagte er, «ertappe ich mich dabei, dass ich bete. Was du in der Schule lernst, ist nicht so wichtig, hat mein Vater gesagt. Wichtig ist, anständig zu sein mit den Leuten und gut zu kommunizieren. Er hat mich ins Welschland geschickt, um Französisch zu lernen. Nur deswegen kam ich überhaupt mit dem Zigarettenboss ins Gespräch.» – «Weisst du mittlerweile auch, was Schönheit ist?» Sein Blick streift durchs Lokal. «Daniela», sagt er, «wunderbare Haut, herrliches Haar, Charme, Herzenswärme.» – «Immer noch traurig?»

«Das Leben geht weiter, und ich geniesse es. Setze mich jeden Morgen an den Computer und mache meine alten *Playboy*-Bilder salonfähig. Dekorative Kunst fürs Wohnzimmer. Jeder Absturz hat sein Gutes. Ich arbeite wieder. Otto Weisser ist wieder im Geschäft.» ○

«Mein Gott, ihr versteht's nicht besser»

Helmut Thoma machte aus dem Fernsehsender RTL den grössten Privatkanal Europas. Zum 25. Geburtstag des Senders spricht er über die skandalträchtigen Anfänge, gesellschaftliche Auswirkungen und die Zukunft von Fernsehen und Internet. *Von Andreas Kunz*

Herr Thoma, der türkische Taxifahrer, der mich zu Ihnen brachte, lässt Sie herzlich grüssen.

Danke. Was sagt er?

Seine Frau und seine Kinder würden den ganzen Tag RTL schauen. Ist das ein Kompliment, oder muss man sich Sorgen machen um die Familie?

Höchstwahrscheinlich beides. Aber es ist natürlich klar: RTL ist ein Riesenerfolg und hat das Privatfernsehen europaweit beeinflusst.

RTL feiert seinen 25. Geburtstag als Marktführer. Sie werden diese Woche siebzig Jahre alt. Haben Sie mit diesem Erfolg gerechnet?

Ein Jahr nach der Gründung habe ich an einer Betriebsversammlung gesagt, wir wollen Marktführer werden. Das hat grosses Gelächter ausgelöst. Ich sagte, wir müssten das doch anstreben, sonst hat das ja alles keinen Sinn. Wenn wir dann Vierter oder Fünfter werden, sind wir auch zufrieden. Tatsächlich ist es dann besser gelaufen, als ich mir jemals gedacht habe.

Was war Ihr Erfolgsrezept?

Fernsehen muss eine Wundertüte sein.

Und Sie bestimmten, was hineinkommt?

Ich habe ein Talent, zu erkennen, was ankommt beim Publikum. Vor allem, was die jüngeren Zuschauer interessiert. Die hatten damals am ehesten die Nase voll von den Öffentlich-Rechtlichen.

Woher wussten Sie, was der Zuschauer will?

Meine Karriere startete 1966 beim Rundfunk, seither habe ich einen gewissen Erfahrungsschatz gesammelt. Dazu kommt ein Gefühl, das man nicht erklären kann. «Gute Zeiten, schlechte Zeiten» ist am Anfang ein Jahr lang sehr schlecht gelaufen. Alle wollten die Serie einstellen. Ich habe mich dagegen gewehrt. Mein Gefühl sagte, das wird schon laufen. Mittlerweile ist die «GZSZ»-Soap zum Rückgrat von RTL geworden.

RTL begann mit Sendungen wie «Alles nichts oder?!», in der Torten geschmissen wurden. Oder mit Salvatore, dem Hütchenspieler. Ist Ihnen rückblickend gesehen nichts peinlich?

Um Himmels willen, nein! Die Tragik des Fernsehens ist ja – ähnlich wie im Fussball –, dass jeder Zuschauer meint, er könne es besser. Jeder, der halbwegs fehlerfrei seinen

Fernsehapparat einschalten kann, glaubt, er sei der geborene Fernsehredirektor. Dabei ist die Programmgestaltung eine ungeheuer komplexe Aufgabe, die viel mit Umfragearbeit, Gefühl und Erfahrung zu tun hat.

Auf welche Innovationen sind Sie stolz?

Besonders stolz bin ich auf die Nachrichtensendung «RTL aktuell». Dafür wurden wir von den hochnäsigen ARD- und ZDF-Verantwortlichen am meisten angegriffen. Die dachten ja, sie wären die Einzigen, die Nachrichten können. Heute ist die Sendung bei der jüngeren Zielgruppe absoluter Marktführer. Natürlich bin ich aber auch stolz, das deutsche Fernsehen grundlegend verändert zu haben. Vor RTL gab es keinen 24-Stunden-Betrieb, kein Frühstückfernsehen, keine Daily Soaps, keine Actionserien, und es gab noch Ansagerinnen – all dies haben wir verändert. Heute sind wir so weit, dass uns ARD und ZDF imitieren.

Was hat nicht funktioniert?

Wir wollten mit Hans-Joachim Kulenkampff, dem damals beliebtesten Moderator Deutschlands, eine Literatursendung machen. Das war zu ambitioniert und abgehoben. Da war ich zu inspiriert von den Beispielen aus Frankreich, wo das ja funktioniert.

Vielleicht hat es nicht funktioniert, weil RTL ein Skandalsender war. Zwischen Softsex-Filme und «Tutti Frutti» kann man keine Literatursendung programmieren.

Die Entwicklung von RTL war ähnlich wie die eines Kindes. Am Anfang, als wir noch in Luxemburg waren, habe ich gesagt: «Schaut's, dass ihr den ganzen Bildschirm füllen könnt, dass sich etwas bewegt und dass jemand zuschaut.» Da haben wir mit kindischen Spielen begonnen. Als wir dann nach Deutschland kamen, begann die Pubertätsphase.

Mit den «Lederhosen»-Filmen.

Wir starteten mit 12 Filmen gegenüber Leo Kirch von Sat 1, der 15 000 Filme und 50 000 Fernsehprogramme im Lager hatte. Also überlegten wir uns, was wir am Samstagabend senden wollen. Ich sagte, okay, dann kaufe ich diese Softsex-Filme wie «Liebespiele junger Mädchen». Das war ein gigantischer Erfolg. Alle Leute, die sich weder ins Kino noch in die Videothek trauten, konnten zu Hause – natürlich zufällig – hineinzapfen. Und nach anderthalb Stunden empört weiterschalten. Dann kam noch «Tutti Frutti» dazu, und das war's dann. 1992 waren wir

Marktführer, dann kam die nächste Phase. Da habe ich das Sexzeugs rausgestrichen.

Die Sexfilme waren doch keine Notlösung, sondern eine bewusste Provokation.

Ja klar. Im Unterschied zu Kirch, der damals Hauptaktionär des Axel-Springer-Verlags war, die gesamte deutsche Presse im Rücken hatte und mit Bundeskanzler Helmut Kohl eng befreundet war, hatten wir bei RTL alle gegen uns. Da musste ich natürlich schauen, wie ich die Promotion hinkriege. Das ging nur über Provokationen.

Wie war das für Sie persönlich als Chef eines «Schmuddelsenders»?

Ich hatte damit keine Probleme. Bei den Diskussionen mit den Intendanten der Öffentlich-Rechtlichen musste ich mich nicht verstecken. Ich habe, so glaube ich, eine ganz gute Allgemeinbildung und konnte spielend mit diesen Leuten mithalten. Ich bin einfach nur meinen Weg gegangen. Ob Schmuddelsender oder nicht – wichtig war mir der Erfolg.

Angefeindet worden sind Sie nie?

Doch, natürlich. Aber das ist an meiner Telefonschicht abgeperlt. Ich war selbstsicher genug und wusste, was ich wollte. Hier und da war's schlimm, was mir gewisse Leute an den Kopf warfen. Aber ich dachte: «Mein Gott, ihr versteht's nicht besser.»

Letztlich haben Sie mit RTL das Fernsehen demokratisiert.

Mit uns ist das Fernsehen von einem Volksbelehrungsinstrument zu einer Dienstleistung geworden. Wir sind doch eine Demokratie. Die Leute können eine Regierung wählen, die sie wollen. Warum sollte man ihnen dann nicht erlauben, ihr Fernsehprogramm auszuwählen? Für die Öffentlich-Rechtlichen war der Zuschauer einfach der Gebührenzahler. Ich habe das zwangsläufig umgedreht. Für mich war der Zuschauer entscheidend.

Der Zuschauer wollte Unterhaltung, Sex und Sport?

Vor RTL gab es in Deutschland nur drei Sportarten: Fussball, Fussball und Fussball. Ich habe dann für fünfzig Millionen Mark die Formel 1 für neun Jahre gekauft. Mit seinen Siegen hat uns Michael Schumacher Werbeeinnahmen von bis zu 330 Millionen Mark jährlich gebracht. Damit war alles gerettet. Stars wie Gottschalk oder Jauch kamen plötzlich zu uns.

Mit den Stars haben Sie sich etabliert?



«Eine zweite sexuelle Befreiung»: Fernsehmacher Thoma, 70.

Nicht unbedingt. Für Gottschalk hatten wir anfangs gar kein Konzept. Das würde ich heute nie mehr machen. Wichtig ist die Sendung, nicht der Moderator. Der kann noch so ein Superstar sein, ohne ein funktionierendes Sendekonzept geht das nicht. Ohne «Wetten, dass ...?» wäre auch Gottschalk nur ein durchschnittlicher Moderator.

Ist er das nicht?

Gottschalk ist für mich der beste Unterhaltungsmoderator.

Günther Jauch?

Das ist der Universellste.

Beim Start von RTL befürchteten die Sittenwächter eine Verflüchtigung der Gesellschaft. Ist sie eingetreten?

Überhaupt nicht. Es gab zwar diverse wissenschaftliche Untersuchungen mit dem Ergebnis, dass RTL eine zweite sexuelle Befreiung ausgelöst habe. Mir ist das aber zu viel. Irgendwo haben wir vielleicht dazu beigetragen, dass die Leute entspannter miteinander umgehen. Das schönste Beispiel war die Sendung «Tutti Frutti».

Die wirre Strip-Show mit Hugo Egon Balder.

Das hat einen riesigen Skandal ausgelöst. Alle fanden es schrecklich. Ich habe mich als Chef oft ans Telefon gesetzt und mit den Zuschauern gesprochen. Die haben sich nie über die entblößten Mädels beschwert. Was sie weniger gut fanden, waren die Spielregeln, die sie nicht verstanden hatten. Das ist typisch deutsch: Die Spielregeln müssen stimmen. Dabei gab es in dieser Sendung gar keine Spielregeln.

Hat das Privatfernsehen die Gesellschaft nicht massiv verändert? Die Menschen kennen die wahre und die künstliche Welt besser als je zuvor.

Das stimmt. Die Tragik war, dass das niemand erkannt hat. Ich wollte nichts anderes als innerhalb des gesetzlichen Rahmens die Leute unterhalten. Das ist schwer

«Ohne «Wetten, dass ...?» wäre auch Gottschalk nur ein durchschnittlicher Moderator.»

genug. Wir haben die Zuschauer als Kunden gesehen und nicht als Untergebene, wie das die Öffentlich-Rechtlichen taten. Kürzlich kam ein älterer Mann zu mir und sagte: «Herr Thoma, Sie wissen schon, dass Sie das deutsche Prekariat aufgewertet haben?» Da sagte ich: «Da bin ich froh drüber.»

Ist das Prekariat gebildeter geworden?

Ja klar. Selbst Quizsendungen bringen Leute dazu, über Dinge nachzudenken, für die sie sonst kein Interesse entwickelt hätten. Mit dem Privatfernsehen ist so

viel entstanden, was wir heute für völlig selbstverständlich hinnehmen. Wir waren im Sender immer alle sehr stolz auf unser Programm. Wenn irgendein Akademiker zu uns kam und sagte, er schaue das gar nicht, haben wir ihn gebeten, sich woanders zu bewerben.

In Deutschland liefen die Diskussionen sehr heftig. Ein Österreicher revolutioniert mit einem luxemburgischen Sender die grosse Kulturnation Deutschland.

Das kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen, wer damals alles gegen uns aufgetreten ist. Ich war immer ganz dankbar, wenn irgendwo ein Kardinal seine Stimme gegen uns erhoben hat. Dem Kardinal Lehmann habe ich später einmal gesagt: «Sie wussten schon, dass Sie Teil unserer PR-Aktivitäten waren?» Er sagte: «Natürlich wusste ich das. Aber ich musste doch etwas sagen!»

Hätte Goethe RTL geschaut?

Wenn Sie schauen, was für Schweinereien der alles geschrieben hat, hätte er an RTL grossen Spass gehabt. Es ist ja ein Phänomen: Je gescheiter die Leute, desto dümmter das Programm, das sie anschauen. Warum? Weil sie es nach stundenlanger geistiger Anstrengung als Unterhaltung empfinden. Sie wollen ihre Gehirnströme runterschalten und sich berieseln lassen.

Warum funktioniert Hochkultur im Fernsehen nicht?

Weil es in Deutschland kein Publikum dafür gibt. Die Leute wollen keine Wagner-Opern sehen. Nicht nur im Fernsehen, auch sonst nicht. Oder haben Sie schon mal ein Opernhaus gesehen, das von den Massen gestürmt worden ist? Die Aufgabe des Massenmediums Fernsehen ist nicht die Bildung. Dafür gibt es Bücher oder das Internet. In Deutschland ist dieser Hochmut ganz schlimm. Nur weil ich ein bestimmtes Programm anschau, soll ich dumm sein. Absurd. Angeblich liest ja auch niemand die *Bild*-Zeitung, trotz drei Millionen Auflage.

Die Nutzungszeiten des Fernsehens nehmen zu. In Deutschland mehr noch als in der Schweiz. Was sagt das über das Land aus?

Die Deutschen haben viel mehr Sender als die Schweizer. Natürlich haben sie aber auch viel mehr Arbeitslose. Das Faszinierende ist aber die Überalterung der Zuschauer. ARD und ZDF werden fast nur noch in Altenheimen gesehen. Fernsehen ist für viele ältere Leute das einzige Vergnügen, das sie noch haben. Es gibt nichts Preiswerteres als Fernsehen. Die Jungen schauen gar nicht mehr so viel, bloss etwa achtzig bis neunzig Minuten täglich.

Die schauen lieber im Internet.

Schon klar. Aber ich glaube, in zehn Jahren wird das Internet etwas Verblichenes sein, wie es heute das Morsen ist. Heute findet Internet am Computer statt und Fernsehen am

Helmut Thoma

Als 1984 der luxemburgische Privatsender RTL mit seinem Programm den deutschen (und kurz darauf auch den Schweizer) Fernsehmarkt aufwühlte, war die Empörung gross. Die Moralkeule der deutschen Sittenwächter richtete sich hauptsächlich gegen den Österreicher Helmut Thoma, Programmdirektor und von 1991 bis 1998 Geschäftsführer des Senders. Thoma gelang, was weder Feinde noch Fans erwartet hatten: Bereits 1992 wurde RTL zum Marktführer und ist es bis heute geblieben. Für seine Leistung erhielt er zahlreiche Preise, darunter die «Goldene Kamera», den «Bambi» oder den «Deutschen Medienpreis». Der heute siebzigjährige Thoma absolvierte zuerst eine Molkereilehre, bevor er in Wien Rechtswissenschaften studierte. 1966 begann er als Jurist beim ORF, 1974 wechselte er zu Radio Luxemburg, das er zum grössten europäischen Privatsender RTLaufbaute. Nach seinem Rücktritt 1998 arbeitete Thoma bis 2002 als Medienbeauftragter des deutschen Ministerpräsidenten Wolfgang Clement. Seither ist er als Berater und Verwaltungsrat tätig, unter anderem für den Schweizer Privatsender 3+. (aku)

Fernsehapparat. Da wird ein Gegensatz konstruiert, den es so gar nicht gibt. Bald wird vom Computer das Signal auf den Fernseher kommen. Damit wird das Internet seine Bedeutung verlieren. Alles wird interaktiv sein. Natürlich stellt sich dann die Frage: Ist das Fernsehen das Internet oder umgekehrt? Da glaube ich, dass der stärkere Begriff «Fernsehen» ist.

Wie werden sich die Fernsehgewohnheiten ändern?

Viel ändern wird sich nicht. Wer heute RTL oder Sat 1 schaut, wird dann einfach ARD und ZDF schauen.

Per Internet werde ich anschauen können, was immer ich will und wann ich es will.

Das glaube ich nicht. Der Mensch will etwas angeboten bekommen. «TV-on-Demand» wird eine Rolle spielen, mehr als zwanzig Prozent wird es aber nie erreichen. ARD und ZDF stellen momentan ihre ganzen Archive ins Fernsehen. Aber bitte schön: Wer weiss, was da drinnen ist? Eine Auswahl zu treffen, kostet mich enorm Zeit. Das will doch niemand. Der Mensch will sein Kästchen anmachen, und dann sollen die etwas tun, was mich gefällt unterhält.

Sie sitzen im Verwaltungsrat des Schweizer Privatsenders 3+. Sind Sie mit dem Programm zufrieden?

Ich bin sehr zufrieden. Dominik Kaiser macht einen tollen Job. Es ist ja nicht einfach

im Schweizer Markt mit der SRG und den vielen ausländischen Sendern.

Muss 3+ nicht mehr provozieren, wie das RTL getan hat?

Ein bisserl machen's das ja auch. In der Schweiz ist halt alles etwas übersichtlicher und zahmer.

Wie gefällt Ihnen das Schweizer Fernsehen?

Die Schweizer sind ja ein ungeheuer talentiertes Volk. Gerade als Österreicher kann ich nur neidisch werden, wenn ich sehe, was da für Grossfirmen entstanden sind. Eines aber gehört nicht zu euren Talenten:

«So zynisch es klingt: je mehr Arbeitslose, desto mehr Zuschauer.»

das Fernsehen-Machen. Die SRG war viel zu lange als Volkshochschule ausgelegt.

Braucht es öffentlich-rechtliche Sender überhaupt noch?

Das frage ich mich auch. Im Zeitungsbereich haben wir bereits eine unglaubliche Vielfalt, von Lokalblättern über Boulevardblätter bis hin zu den sogenannten Qualitätszeitungen. Jetzt kommt noch das Internet dazu. Sport, Nachrichten, Kultur, Unterhaltung – es gibt heute für alles einen eigenen Sender, und alles ist umsonst. Wozu braucht es noch die Öffentlich-Rechtlichen mit ihrem Gebührenzwang?

Der Service public soll die nationale Identität des Landes fördern.

Entschuldigung, aber mit den dreissig Prozent, die das Schweizer Fernsehen noch hat, kann man kein Land zusammenhalten.

Kann man im Fernsehen heute noch den grossen Wurf landen?

Nein. Fernsehen ist letztlich ein Transportmittel. Wenn man die Inhalte nimmt, sind das seit der Antike vor 2500 Jahren die gleichen. Früher mussten die Menschen dafür irgendwo hingehen, heute bringen wir es ihnen ins Wohnzimmer. Der Bildschirm wird zwar immer grösser und irgendwann sogar mal dreidimensional. Aber davor werden immer Menschen sitzen. Und Menschen ändern sich nicht so schnell. Die wollen ihre Geschichten sehen.

Gab es denn in den vergangenen Jahren keine Sendung, die bei Ihnen nochmals ein Kribbeln ausgelöst hat?

Was mich wirklich überrascht hat, war die Sendung «Wer wird Millionär?». Aber auch das ist ein uraltes Konzept in neuer Gestalt. Der Erfolg der Sendung zeigt, dass grundsätzlich nichts weitergeht. Auch diese Casting-Shows gab es schon früher. Heute ist einfach alles besser und grandioser produziert.

Vielleicht wird zu wenig gewagt. Gerade der ehemalige Anarcho-Sender RTL ist zum gemüthlichen Kreuzfahrtdampfer mutiert.

RTL will natürlich Marktführer bleiben. Trotzdem versuchen sie ständig, neue Dinge einzuführen. Natürlich herrscht heute kein solcher Nachholbedarf mehr wie vor 25 Jahren. Aber machen Sie sich keine Sorgen. Es wird immer Neues geben, sei es auch nur in einer neuen Verpackung.

Durch die Finanzkrise erlitten die Privatsender massive Werbeverluste. Der Kostendruck wird weiter steigen.

Jein. Natürlich sinken die Einnahmen. Auf der anderen Seite bleibt das Fernsehen das preiswerteste Unterhaltungsmedium. So zynisch es klingt: je mehr Arbeitslose, desto mehr Zuschauer. Der Fernsehkonsum wird weiter steigen. Alles andere ist teurer. Die Unterhaltung, das Ablenken von den täglichen Sorgen, wird gerade in schwierigen Zeiten wichtiger.

Mit sinkenden Einnahmen wird das Fernsehen aber nicht besser.

Was ist denn das Beste, wer bestimmt das, bitte schön? Als RTL-Chef habe ich endlose Debatten über Qualität geführt. Ich sagte immer: Qualität findet im Auge des Betrachters statt. Auch das sogenannte Niveau bestimmt jeder einzelne Zuschauer für sich selbst. Und bitte, nicht auf den Nachbarn übertragen. Der hat eigene Qualitäts- und Niveaustellungen. Es ist mir ja immer vorgeworfen worden, dass ich der Masse nachspüre. Ein Friseur kann doch auch nicht sagen: «Ich schneid Ihnen die Haare, wie ich mir das vorstelle.» Wenn er das machen will, ohne Kunden zu verlieren, muss er Gefängnisfriseur werden.

Führt das Buhlen um Aufmerksamkeit nicht zu einer weiteren Enthemmung?

Irgendwo kann ich doch ganz realistisch sagen: Leute, wenn man all die Mädchen am Fernsehen einmal ausgezogen hat, muss man sie irgendwann auch wieder anziehen. Weiter geht's ja nicht. Weshalb soll da Sodom und Gomorrha ausbrechen? «Feuchtgebiete» verfilmen geht auch nicht. Das ist eine Tabuzone, die es Gott sei Dank noch gibt. Die Leute wollen das nicht sehen, genauso wenig wollen sie allzu gewalttätige Sachen sehen. Das stimmt einfach nicht. Das ist die Vorstellung von einigen selbsternannten Qualitätswächtern.

Sie haben eine Molkereilehre gemacht und sind zum Chef des grössten europäischen Privatsenders geworden. Hat es Sie nie gereizt, etwas anderes zu machen?

Nein, das hat mir immer unglaublich Spass gemacht. Als ich 1966 beim Fernsehen begann, war der Bildschirm noch schwarzweiss. Ich war neugierig und wollte bei allen neuen Entwicklungen dabei sein. Satellit, Kabel, die Internationalität, die Entwick-

lung der Privatsender, Digitalisierung et cetera. Ich wollte immer sehen, wie es weitergeht.

Was hat Sie persönlich angetrieben?

Sagen wir mal so: In diesem Ameisenhaufen des Lebens wollte ich eine Ameise mit einem Schleifchen sein. Mein Schleifchen war dann RTL. Es gibt nichts Faszinierenderes als die Massenmedien. Ich habe die verschiedensten Menschen kennengelernt, Politiker, Sportler, Künstler, Unterhalter. Das ist schon sehr, sehr spannend. Heute noch bin ich viel unterwegs, alleine letztes Jahr flog ich über 500 000 Meilen. Ich lebe in permanenter Luxus-Obdachlosigkeit. Solange ich das noch schaffe und solange es mir Spass bereitet, werde ich es auch weiterhin auf diese Art machen.

Sie leben heute wieder mit Ihrer Frau zusammen, nachdem Sie sie wegen einer anderen verlassen hatten. Wie kam das?

Ich hatte eine schwierige Zeit, als meine Mutter gestorben war. Plötzlich dachte ich, ich hätte eine neue, grosse Liebe gefunden, und habe meine Frau verlassen. Wir sind aber weiterhin gut ausgekommen miteinander. Als sie dann ihr Buch über mich schrieb, dachten alle, das werde die grosse Abrechnung. Stattdessen wurde es eine 280-seitige Liebeserklärung. Da konnte ich nicht mehr widerstehen. ○

Aus bestem Holz geschnitzt.



Je besser das Holz, desto einzigartiger der Tisch. Nach diesem simplen Prinzip und jahrhundertealter Handwerkskunst fertigen wir exklusive Möbel aus Massivholz individuell für Sie an. Überzeugen Sie sich selbst auf www.suessholz.ch.

suessholz 
tische und sitzbänke nach mass

Die Tugendhafte

Der bestverdienende Teenager der Welt ist keusch und rein. Um erwachsen zu werden, brauche es aber mehr, rät ihr ein Kollege.



Amerikas Vorbild: Disney-Star Cyrus, 16.

Miley Cyrus — Die ersten Ohnmachtsanfälle gibt es in der Regel schon, bevor sie überhaupt vor Ort ist: Auf der Werbe-Tour für den aus der erfolgreichen Serie «Hannah Montana» entwickelten Film sorgt Cyrus für kreischende Teenager, wo immer sie auftritt. Das war unlängst in München nicht anders als zuvor in London, New York und Berlin. Die Sechzehnjährige ist das neue, perfekt inszenierte und vermarktete Produkt des Disney-Konzerns; sie verdient als Schauspielerin und Sängerin 20 Millionen Dollar im Jahr, steht als Wachsfigur bei Madame Tussauds und ist von der Zeitschrift *Time* in die Liste der hundert einflussreichsten Menschen der Welt aufgenommen

worden. Seit Cyrus dreizehn ist, wird sie als personifizierte Tugend aufgebaut; Amerikas Jugend braucht ein Vorbild, seit Pop-Prinzessin Britney Spears mit ihrem lasterhaften Lebenswandel nicht mehr als *role model* taugt. Natürlich propagiert Cyrus die Enthaltsamkeit und trägt zu diesem Zweck einen symbolischen Keuschheitsring am Finger, die Beziehung zu ihrem Freund ist rein platonisch. Schauspielerkollege Jamie Foxx geht so viel Untadeligkeit zünftig auf die Nerven. Und gab ihr deshalb in einer Talkshow den Rat, doch endlich mal ein Sexvideo zu drehen oder eine Crackpfeife zu rauchen – «um in der Welt der Stars erwachsen zu werden.» (*bwe*)

Alec Greven — Kindermund kann ganz schön altklug sein. Und einträglich. Alec sagt Dinge wie: «Schöne Mädchen sind wie schöne Wagen, sie brauchen unglaublich viel Öl.» Oder: «Mädchen gewinnen die meisten Diskussionen und haben am meisten Macht. Wenn man das weiss, wird es leichter.» Nach seinem Auftritt in einer Talkshow, wo der gerade neunjährige Schüler aus Colorado seinen im Eigenverlag erschienenen Knigge zum besseren Umgang mit Mädchen vorgestellt hatte, bewarb sich der renommierte Harper-Collins-Verlag um die Buchrechte. «How to Talk to Girls» wurde ein Bestseller. Inzwischen hat



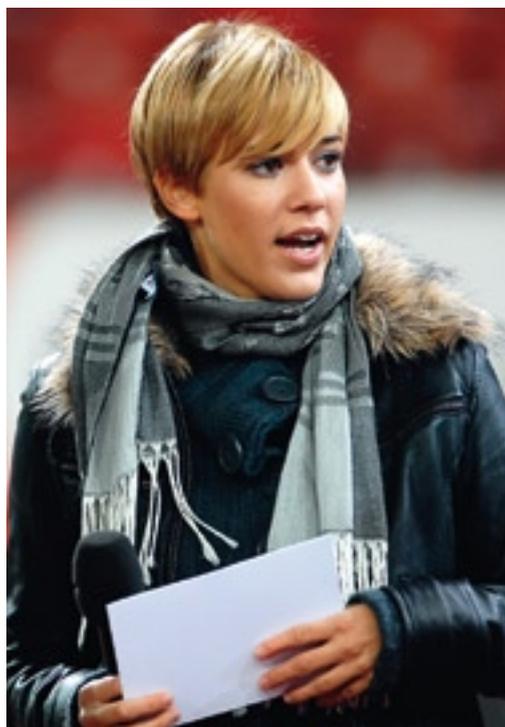
Umgang mit Mädchen: Schüler Greven, 9.

der Neunjährige bereits zwei weitere Bücher nachgereicht, in denen er zum besseren Umgang mit Mutter und Vater rät. Leseprobe: «Wenn du etwas willst, sagt der Vater in 80 Prozent der Fälle ja, die Mutter nein. Und dann überlässt er ihr die Entscheidung.» (*bs*)

Sandra Naujoks — Vielleicht liegt's am Blau ihrer Augen. Das ist derart leuchtend und der Blick daraus so undurchdringlich, dass es männlichen Gegenübern bisweilen etwas mulmig wird. Für eine professionelle Pokerspielerin wie Naujoks ist das äusserst hilfreich: Mit diesen Augen gelingt es perfekt, das Pokerface. Und nervös macht man den Gegenspieler auch noch. Die 27-Jährige jedenfalls gewann soeben als zweite Frau überhaupt an der European Poker Tour in Dortmund über 900 000 Dollar und hatte sich damit gegen 670 Spieler durchgesetzt. Die Deutsche lebt vom Pokerspiel, sie spielt an Turnieren auf der ganzen Welt, manchmal sitzt sie bis zu 13 Stunden am Tisch, Schwerstarbeit ist das. Seit ihrem Triumph letzte Woche trägt sie den Übernamen «Black

Mamba»: Während der Spiele trägt sie stets Schwarz, dazu einen Cowboyhut und, man bedient sich aller Tricks, Décolleté. Die Szene sei sexistisch, sagt Naujoks, «die meisten Spieler sind testosterongeladene Ego-Spieler, die nicht gegen eine Frau verlieren wollen». Und sie verstehen nur eine Sprache: «Die Probleme mit den Jungs haben sich erst erledigt, wenn ich sie vom Tisch genommen habe.» (bwe)

Eva Camenzind — Die Moderatorin ist nie verlegen, wenn es darum geht, Werbung in eigener Sache zu betreiben. Und entsprechend nie weit, wenn eine Kamera in der Nähe ist. Diese Tatsache nahm Bruno Bötschi, Journalist bei der *Schweizer Familie* und Kolumnist des Zürcher *Tagblatts* mit eigenem Blog («Bötschi klatscht»), zum Anlass, den Umzug der Frau Camenzind ebenda zu vermelden. Dies war längst keine Neuigkeit mehr, da sie höchstpersönlich allenthalben von ihrer neuen Wohnung berichtet hatte. Aber Bötschi konnte mit dem Primeur aufwarten, dass er wusste, wohin Camenzind zügelt: nämlich in dasselbe Haus, in dem er wohnt. Das mochte die Betroffene («Ich hatte an meiner alten Adresse schon mal einen Stalker vor der Tür») gar nicht und verfasste umgehend ein E-Mail an den Klatschjournalisten. Bötschi zitiert den E-Mail-Wort-



E-Mail für dich: Moderatorin Camenzind.

wechsel (ohne den Namen von Camenzind zu erwähnen, versteht sich) auf seinem Blog, und da liest man mit wachsendem Erstaunen Sätze wie «Zu viel Zynismus macht hässlich» und «Ich lege dir wärmstens ans Herz, dann doch lieber nochmals Dein Hirn einzuschalten, bevor Du in die Tasten haust». Wir finden: Wer mit den Medien spielen will, muss früher aufstehen. Oder es sonst bleiben lassen. (bwe)



Nicht mein Hotel

Im angeblich besten Haus gibt es mehr Probleme als Gäste, unser Kolumnist war dort. Ferner verschönerte sein Text Zürich. Von Mark van Huisseling

Vergangene Woche blieb ich in Zürich. Ich hatte eine Einladung in das «Dolder Grand», ein Fünf-Sterne-Hotel. Nico Maeder, mit dem ich bekannt bin, machte ein Fest zu seinem Geburtstag. Die Party hat mir gefallen – trotz des Veranstaltungsorts.

Der Gastgeber erwartete einen in der Bar. *Smart move*, die Bar ist vielleicht das schönste Zimmer (es gibt darin Lampen, die aussehen wie hängende Kerzen). Was MvH dagegen ein wenig stört: wenn er in seiner Stadt etwas bestellen will, und man ihn nicht versteht. Wie fast überall gibt es im «Dolder» viele Deutsche, die bedienen sollen. Es gibt vermutlich auch Gründe dafür, vom Entwurf her ist es aber irgendwie komisch. Deutsche sind auf meiner Liste «Dienstleistungsbereitschaft der Nationen» auf dem zweitletzten Platz (hinter Franzosen, vor Israelis). Dann muss man in der Schriftsprache reden, als Gast ... ich werde nie mehr über die italienischen Kellner in Marios Bar im «Palace» in St. Moritz schimpfen.

Um an die Party zu kommen, musste man vorbei am sogenannten «Ballroom» – über den Ihr Kolumnist, nebenbei, einmal schrieb, er könnte ein Konferenzsaal irgendeines «Hyatt» sein («besser, man muss fair sein, irgendeines Sechs-Sterne-Hotels in Dubai; alles, was glänzt, ist 18-karätiges Gold») – in die «Garden Salons» hinunter. Ein Name, auf den nur kommt, wer die drei Sitzungszimmer im Bauch des Hauses am denkbar liebevollsten betrachtet. Noch einmal: Nicos Fest hat mir gefallen (Nubya oder Dieter Meier waren auch dort etwa). Bloss «The Dolder Grand» nicht. Wo drückt der Schuh sozusagen?

Ein Star-Devisenhändler, der im Grund Architekt sein möchte (hat er mir selber gesagt), und ein Superarchitekt (war, um genau zu sein, nur am Anfang dabei) wollten aus einem guten bis sehr guten Hotel etwas Besseres, viel Besseres machen. Nämlich das Beste (wenn möglich) und das Teuerste (ganz sicher). *Hubris meets money meets hubris*, Anmassung trifft Geld. Da drückt der Schuh. Es tönt vermutlich ziemlich klein (und das ist kein Wort, das MvH sonst in einem Satz mit seinem Namen sehen möchte), aber für die Einsicht, dass man sich in einem Hotel, einem Zuhause weg von zu Hause, auch wohlfühlen sollte, war kein Platz in den Plänen von Urs Schwarzenbach und Sir Norman Foster. Bloss, keine Verzierungen aus 18-karätigem Gold im «Ballroom» bringen Glanz, das tun nur die Menschen im Hotel.

Oder auch nicht. Gäste, die über Nacht bleiben, gibt es ... ich schreibe nicht «keine», sondern «kaum welche» (Auslastung weniger als fünfzig Prozent). Man möchte sagen, das Haus sei halb voll. Doch ein Teil war lange Zeit zu – es ist also nicht einmal halb leer. Jetzt tut der Besitzer, was man tut als Besitzer in einer solchen Lage: Er sagt, das Hotel werde «gelauncht». Und redet deshalb z. B. mit Carl Hirschmann, wegen der *street credibility* (das heisst, der *Bahnhof-street credibility*). Das ist wahrscheinlich recht gescheit (Carl «re-launcht» zurzeit gerade sein «Saint Germain», ein Nachtlokal). Und er redet mit Carolina Müller-Möhl, um zu hören, wie sie es sieht als sogenannter Opinionleader. (Ich als Opinionleader sehe es so: Die Situationsanalyse, die gemacht wurde – nämlich, dass zu jeder Zeit 170 oder so Besucher im besten Hotel Zürichs wohnen wollen – ist in Ordnung. Bloss ist das «Dolder» nicht das beste Hotel, bis jetzt jedenfalls nicht.)

Speaking of which, im Nachtclub des Hotels «Baur au Lac» mit Namen «Diagonal» fand eine Party statt von Patrick Liotard-Vogt, mit dem ich bekannt bin. Da es sich um eine private Veranstaltung handelte, schreibe ich nicht den Namen eines alleinausgehenden Gasts, der dort war (vermutlich um das durchschnittliche Alter zu heben); ich sah ihn zum ersten Mal in einer schwarzen Lederjacke, übrigens (aber das nützt auch nichts). Nur so viel: Er war eine Zeitlang in Berlin zur Kenntnis genommen worden. Jetzt ist er der letzte gute Feind, den MvH hat. Der sofort den Anwalt einen wenigstens dreiseitigen Brief schreiben lässt, wenn er hier vorkommt mit Namen. Weil er keine Person des öffentlichen Lebens mehr sei. (Was im Grund das Problem ist, glaube ich.)

Die Mädchen, die Patrick, der eine Art Concierge-Service («The World's Finest Clubs») betreibt, in das «Diagonal» eingeladen hatte, waren in der Mehrheit aus Mailand, so sah es aus (oder MvH-Leserinnen wenigstens). Sie waren nicht gekleidet wie Frauen, die in Zürich ausgehen. Sondern *molto sexy*.

«Die Arbeit am neusten Modell dauerte drei Jahre»

Günter Wiegand, Geschäftsführer von Glashütte Original, über Fälschungen, die absolut genaue Zeitanzeige und die Gründe, weshalb Frauen ein anderes Verhältnis zu Uhren haben als Männer.



«Wir setzen alles daran, um auch die Damen glücklich zu machen»: Glashütte-Chef Wiegand.

Welches sind Ihre Highlights 2009?

Das «Senator Meissen»-Tourbillon mit handgefertigtem und handgemaltem Zifferblatt. Bisher war es so, dass wir auf der Frontseite das Zifferblatt der Porzellanmanufaktur Meissen gesehen haben, und wenn wir unsere Arbeit zeigen wollten, mussten wir die Uhr immer umdrehen. Jetzt haben wir in das dünne Meissen-Zifferblatt eine Aussparung eingearbeitet, so dass man das Fliegende Tourbillon in Ruhe betrachten kann. Und dann ist da unser erster offiziell zertifizierter Chronometer, an dem unser Konstrukteur fast drei Jahre gearbeitet hat. Die Zeitanzeige kann absolut präzise gestellt werden: Wenn man die Krone zieht, springt der Sekundenzeiger auf null und der Minutenzeiger auf die nächste volle Minute. Wenn die Uhr wieder gestartet wird, laufen beide Zeiger synchron weiter.

Wie viel Prozent Ihrer Uhren sind Damenmodelle?

Die Produktion bewegt sich nur um die zehn bis zwölf Prozent. Es ärgert uns selber, und wir setzen alles daran, um auch die Damen glücklich zu machen.

Angela Merkels Frisur war ein Thema. Wissen Sie, ob sie eine Armbanduhr trägt?

Gute Frage. Ich weiss in der Tat nicht, ob sie überhaupt eine trägt.

Sind sich Frauen und Uhren etwa nicht grün?

Das würde ich so nicht sagen. Aber Frauen schauen viel mehr auf die Optik als darauf, wie viel Mechanik in einer Uhr steckt. Und ganz ehrlich: Welche Frau schaut bei einem Auto, welcher Motor sich unter der Haube versteckt?

Welche Uhrentypen sind am gefragtesten?

Wir haben zwei Hauptrichtungen, wenn Sie so wollen: die eher traditionelle mit der

«Pano»- und der «Senator»-Edition und die moderne, sportliche Linie. Die erste ist für den Erfolgsmenschen, die zweite für den, der noch etwas erreichen will.

Werden Ihre Uhren häufig kopiert?

Ja. Wir wissen es, weil viele Fälschungen vom Zoll konfisziert und uns geschickt werden. Wir müssen beglaubigen, dass es keine Glashütte-Original-Zeitmesser sind.

Wo fängt Ihre Produktpalette preislich an?

Welches ist Ihre teuerste Uhr?

Wir haben gerade in diesem Jahr die «Senator Zeigerdatum» vorgestellt, ein äusserst schlichtes und zeitloses Modell im Design, aber mit dem kompletten Know-how unserer Manufaktur. Hier liegen wir bei einem Preis von 4400 Euro. Unser derzeit teuerstes Modell liegt bei 124 000 Euro – eine Taschenuhr in Reminiszenz an Julius Assmann –, das auch als Armbanduhr getragen werden kann.

Spüren Sie die Finanzkrise?

Wir sind in der glücklichen Situation, dass wir die Auswirkungen nicht so heftig spüren. Uns geht es noch gut.

Welche Rolle spielt für Sie der amerikanische Markt?

Ein sehr interessanter Markt für uns. Er hat etwa die Grössenordnung von Deutschland. Wir hoffen deshalb, dass es drüben bald wieder aufwärtsgeht. Es ist aber ein eigenwilliger Markt. Da kann es schon mal passieren, dass unser dortiger Brand-Manager sagt: «Diese Uhr wird besser mit einem blauen Zifferblatt angenommen, könntet ihr dies noch ändern.» Alles in allem sind unsere amerikanischen Kunden auf jeden Fall Fans des «Handmade in Germany».

Falls Sie sich von der Konkurrenz eine Uhr aussuchen dürften: Wer dürfte Sie beschenken?

Niemand, ganz ehrlich. Meine 23 Uhren sind alle von Glashütte Original. Ich bin schon seit 1968 Teil dieses Teams. Aus jeder Generation hat man eine, das ist klar. Selbstverständlich haben auch andere Hersteller interessante und bewundernswerte Uhren. Aber hier ist es für mich wie mit den Frauen. Klar, schaut man auch mal einer anderen Dame nach als nur der eigenen, gefallen kann sie einem ja, aber das ist auch schon alles.

Die Fragen stellte Jürg Zbinden.

En vogue mit Schwarz-Rot-Gold

Von Jürg Zbinden

Deutschland zeigt Flagge mit den Farben Schwarz-Rot-Gold. Die Farbwahl geht zurück auf einen historisch verbürgten Ausspruch aus den Befreiungskriegen (1813–1815): «Aus der Schwärze [Schwarz] der Knechtschaft durch blutige [Rot] Schlachten ins goldene [Gold] Licht der Freiheit.» – Heute haben es da die deutschen Fussballnationalspieler leichter. Bei ihnen heisst es im Optimalfall: Aus der Schwärze der Reservebank schnurstracks zur Goldmedaille. Und wenn der Ball halt nicht ganz rund läuft, reicht es in der Regel doch zu Silber. Im Lifestyle zählt die Kombination Schwarz-Rot-Gold längst zu den internationalen Gewinnerfarben, sei es beim Schmuck, im Design oder in der Mode.

1 — Weil Shoppen ermüdet (vor allem die Männer), empfiehlt es sich, zwischendurch einen Espresso zu trinken. Aus der Zusammenarbeit von Sieger Design mit der Porzellanmanufaktur Fürstenberg entstanden die äusserst filigran wirkenden Espressotassen «Black Rush». Tasse und Untertasse sind vollständig vergoldet oder platiniiert. Ab Fr. 320.–. Cascade – Design bei Tisch, Bundesstr. 38, Luzern.

2 — Die deutsche Erfolgsmarke in Reinkultur heisst Boss. Längst hat die börsennotierte Hugo Boss AG mit Sitz in Metzingen im grossen Stil diversifiziert. Dazu gehören fünf Linien: Boss Black (Business- und Abendbekleidung), Boss Selection (hochwertigere Materialien und Herstellungsverfahren), Boss Orange (Freizeitmode), Boss Green (Sportbekleidung) und die junge Linie Hugo. Der kalbslederne Weekender «Benin», Fr. 898.–, ist von Boss Black. Boss Store, Bahnhofstr. 39, Zürich.

3 — Windsor Women mit Sitz in Bielefeld (Windsor Men befindet sich im grenznahen schweizerischen Kreuzlingen) hat dieses Seidenkleid für die *woman in red* kreiert. Es kostet Fr. 579.–. Bezugsquellen über den Windsor-Customer-Service: Tel. +49 521 145 30.

4 — Für das schwarze, schmal geschnittene Boss-Black-Outfit muss der Herr Fr. 849.– auslegen. Die Schuhe, Fr. 398.–, sind ebenfalls von Boss Black.

5 — Kein Rot ist verführerischer als «Rouge G de Guerlain». Der Lippenstift (Fr. 62.–) enthält einen Spiegel. Guerlain hat das Schmuckstück mit dem Juwelier Lorenz Bäumer geschaffen. In autorisierten Verkaufsstellen.





Auto

Karriere eines Coupés

Sein Name klingt nach Sonne, Strand und Dolce Vita. Und natürlich: nach Sex-Appeal. Hat er, der Ford Capri. *Von Ulf Poschardt*

Im Jahr 1969 schienen die USA durch den Vietnamkrieg politisch wie ethisch diskreditiert, als Lifestyle-Imperium hielten sie die Europäer aber weiterhin im Griff. Als Ford 1966 mit dem Ford Mustang einen auch für die einfache Mittelschicht bezahlbaren Viersitzer mit sportlichem Auftritt platzierte, erblühte die automobile Landschaft. Die Pony-Cars sollten den Geruch der Freiheit und die Unschuld der Pionierzeit zurückbringen. Ford wollte den Erfolg in Europa wiederholen und mit einem Ford «Colt» Western- und Testosteron-Freunde bedienen. Leider hatte sich Mitsubishi diesen

Namen schon gesichert, und so erhielt er stattdessen den vergleichsweise liebenswürdigen Namen «Capri».

Das passte. Wer unter die Motorhaube des Ford Capri blickte, fand einen niedlichen 1300er-Motor, der betuliche 50 PS leistete und von 0 auf 100 km/h 22,7 Sekunden brauchte. Obwohl der Capri mit seinen 975 Kilo Leergewicht eher schwächling war, reichte es mit dem Basismotor gerade mal für eine Spitzengeschwindigkeit von 133 Kilometern pro Stunde. Die dürfte nur bei Tramfahrern für Prickeln gesorgt haben. Dennoch umgab den Capri eine Anmut, die bei ihm über alle Schwächen hinwegblicken liess. Die Produzenten des Ford hatten verstanden, dass der Weg zum Verstand nur über das Herz führte.

Das langgestreckte Coupé mit dem üppigen Kühlergrill konnte auch mit einem Kleinwagenmotor erhabene Gefühle auslösen. Der Capri mit den 13-Zoll-Felgen und den «Spielzeugrädern» (wie der Audi-Händler meinem Vater Reifen unter dem 165er-Format beschrieb) wirkte stolz und zerbrechlich zugleich – und war sofort ein Erfolg, den Opel mit dem Manta

vergeblich zu kopieren versuchte. Der Capri lebte auch vom Schrecken, den die RS-Modelle auf den Rundstrecken Europas verbreiteten. Die Strassenversionen der RS-Modelle gehörten mit ihren Spitzengeschwindigkeiten über 200 km/h auch auf deutschen Autobahnen zu den schnellsten Fahrzeugen. Mit grimmigen Doppelscheinwerfern und breiten Reifen war der Capri ein echtes Renngerät. Die ab 1978 gebaute dritte Baureihe des Capri trumpfte sogar mit einem 200 PS starken Turbo-Capri auf, der auch Porsche 911 auf der Überholspur zum Keuchen brachte.

In die Kunstgeschichte rollte ihn der Kölner Maler Martin Kippenberger. Zuerst zerlegte er einen auf dem Schrott entdeckten blauen Capri der Baureihe I in seine Einzelteile und hängte diese an die Wand einer Stuttgarter Galerie, danach bemalte er einen Ford Capri, ebenfalls aus der ersten Baureihe, mit brauner Farbe und Haferflocken.

Wäre da nicht der etwas bleiche und lahme Capri, Baureihe II, das Ford-Coupé, der Capri hätte für einen nur latent verruchten Viersitzer im Sportlerkostüm eine einzigartige künstlerische Karriere hingelegt. Die Preise für gut erhaltene Capris sind entsprechend hoch; wer mehr wissen will: www.ford-capri.ch.

Ulf Poschardt ist stellvertretender Chefredaktor der Welt am Sonntag in Berlin.

Ford Capri 1300

Hubraum: 1288 ccm, Leistung: 50 PS
 Höchstgeschwindigkeit: 133 km/h
 Preis: 12 000 Franken
 (für gepflegte Occasionen)



Hosensack-DJ

Der Pacemaker ist die Party im Kleinformat. Endlich ein sinnvolles Geschenk für Jugendliche mit Musikgehör. Von David Schnapp

Mit dem Paket, das den wunderschön verpackten Pacemaker enthielt, kamen auch die Erinnerungen zurück. Man dachte an die Zeit, als das Zimmer im Elternhaus noch eine Art Diskothek für Arme war, mit farbigen Lichtern, Mischpult und Spiegelkugel an der Decke. Zu dieser Zeit war die höchstentwickelte Form des Balzrituals das Herstellen selbstgemischter *Kassettli*, die man der Angebeteten unbemerkt auf ihrem Pult im Klassenzimmer deponierte.

Pädagogisch wertvoll

Der Pacemaker ist eine Art iPod plus Disco, er speichert 120 GB Musik und ist gleichzeitig ein Mischpult. Reeto von Gunten schrieb im *Magazin*: «Der Pacemaker ist der iPod, den Apple nicht erfunden hat.» Zunächst macht schon das Auspacken Freude, weil der Hosensack-DJ und sein Zubehör einzeln in mattschwarzen grösseren und kleineren Schachteln stecken; das hätte Apple jedenfalls nicht besser verpacken können. Die mitgelieferte Software überträgt Musik aus einem Programm wie iTunes umstandslos. Allerdings braucht es Geduld. Bis unsere 4500 Songs kopiert waren, konnten wir uns gut ein paar Stunden hinlegen.

Die Bedienung des Geräts funktioniert ähnlich wie bei einer Spielkonsole mit diversen Tasten, Riegeln, einem berührungsempfindlichen Bedienfeld und vor allem in der Kombination aller dieser Elemente. Es braucht schon

Übung, bevor man unter Einsatz des Pacemaker die Gunst einer Frau versucht zu erlangen oder gar vor einer breiteren Öffentlichkeit auftreten kann.

Das Mini-Mischpult hat zwei Kanäle und eine automatische BPM-Messung (*beats per minute*), die aber leider ungenau ist, das heisst, für einen schönen Übergang braucht es trotzdem Können und Musikgehör, man kann sich nicht allein auf die Technik verlassen. Zusätzlich kann man Effekte zumischen, Loops erstellen und natürlich seine Mischkunstwerke aufnehmen und weitergeben. Was früher das *Kassettli* war, ist heute das MP3-File, dem die Romantik leider abgeht.

Fazit: Der Pacemaker ist vielleicht das ideale Geschenk für Jugendliche, die «etwas mit Musik» machen wollen und deren Eltern Vorbehalte gegenüber diesen «gewaltverherrlichenden Videospiele» haben. Eine Art Spielkonsole mit dem Prädikat «pädagogisch wertvoll». Es braucht keine grosse und teure Anlage, und man kann ihn überallhin mitnehmen. Das persönliche Fazit: Irgendwann ist man glücklicherweise zu alt dafür.

Pacemaker digitales DJ-System. 120-GB-Speicher, MP3, M4A (AAC-LC), AIFF, FLAC, WAV, Ogg Vorbis, SND, TFT-Farbdisplay. Dynamische Beat-Erkennung, Pitch $\pm 100\%$, Crossfader, Loops, Special Effects. Akku 18 Std. Betriebszeit, 5 Std. Mix-Dauer. Stereo-out, Kopfhörer, USB. Fr. 649.– bei www.digitec.ch. www.pacemaker.net



iPod plus Disco: digitales DJ-System Pacemaker.

Spatz in der Hand

Von Peter Rüedi



Können wir glauben, was die Auguren aus den ersten 2008er-Bordeaux-Fassproben lesen, aus dem mikroklimatischen Verlauf des letzten Jahres und aus der Grosswetterlage der aktuellen globalen Ökonomie? Dass uns aus einem Jahr mit extrem später und kleiner Ernte tolle Weine bevorstehen, und dies erst noch zu halbwegs erträglichen Preisen? René Gabriel, nie verlegen, wenn es darum geht, Esoterisches auf ein handfestes Vokabular herunterzubrechen, monierte beim 2007er noch, die «ungnädigsten Elite-Château-Besitzer» hätten versucht, uns «eine Wurst zum Filetpreis zu verkaufen». Heute scheine sich «eine Situation abzuzeichnen, dass man die Filetstücke zum Bratwurstpreis bekommen kann...». Sein Wort in Gottes Ohr. Philipp Schwander verkündet gar: «Die Spekulation ist tot!» Nach dem Einbruch der Märkte in Russland und Fernost werde auch in Bordeaux wieder an Konsumenten gedacht und nicht an Investoren.

Natürlich spiegeln Weinpreise die Weltwirtschaftslage. Und es stimmt, dass Bordeaux in den achtziger Jahren (genauer: bis 1997) eher zu billig waren. Doch dann rauschten die Preise ab ins Irrationale (wie die Boni derer, die sich die noch leisten konnten). So sehr, dass kein vernünftiger Mensch mehr *en primeur* kaufte. Kehrt jetzt Vernunft zurück? (Und, dies nebenbei, wer von uns hat sich so rechtzeitig aus seinen Anlagen verabschiedet, dass er sich jetzt das Vernünftige leisten kann?)

Werde ich zum Erbsenzähler? Gott behüte! Vernunft ist beim Wein ohnehin und insgesamt eine etwas relative Kategorie. Wie immer, es lohnt sich, die kommenden Primeur-Angebote wieder durchzusehen. Bis dahin abzuwarten, und bei Betrachtung der Tauben auf dem Dach den Spatz in der Hand zu preisen. Zum Beispiel diesen Château Respide-Médeville aus dem gesegneten Jahr 2005. Der ist gewiss kein Haut-Brion, aber einiges mehr als seine 16 Franken wert: eine runde, keineswegs banale Cabernet-Merlot-Komposition mit vielleicht einer Spur zu reifer Frucht. Sehr angenehm. Sehr erholsam. Ein Wein so bequem auf Augenhöhe.

Château Respide-Médeville Graves 2005. 13,5%. Gazzar, Ecublens. Fr. 16.– (www.gazzar.ch/daniel@azzar.ch)

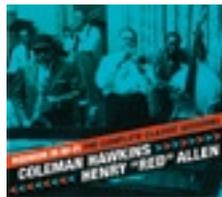
Naturereignis, Seele von Mensch

Von Peter Rüedi

Er verkörperte nicht weniger als die ganze Geschichte des Jazz, aber heute kennen ihn gerade noch ein paar Insider. Als Bub spielte Henry «Red» Allen (1908–1967) in der New-Orleans-Brass-Band seines Vaters, und am andern Ende seines Lebens (damals tobten noch Gefechte zwischen «Traditionalisten» und «Modernisten») lobte Don Ellis, auf der Trompete selbst einer der avancierteren Neutöner: «Henry Allen is the most avant-garde trumpet player in New York. Wer sonst verfügt über diese bestürzende Vielfalt von Tonfarben, Beugungen, Smorzandi, Glissandi, flatternden Zungentechniken, alles verbunden mit einem eisernen Ansatz und perfekter Kontrolle selbst der subtilsten Klänge?»

Er war eine Seele von einem Menschen, aber auf der Bühne ein heftiges Naturereignis. Ein paar Verblendete mochten das für Dixieland halten, weil er am alten Repertoire festhielt. In Wahrheit machte er aus den alten Hüten kühnsten Free Jazz. Schreie und Geflüster. Red Allen war ein unvergleichlich strahlender und gleichzeitig kruder Trompeter, brillant und dirty, mit einem Sound voll Luft in den tiefen Lagen und mit schneidendem Glanz in den hohen. Er stand immer im Schatten von Armstrong (von dem er anfänglich herkam), auch, weil er sich wenig um gepflegtes Ensemblespiel kümmerte. Selbst Roy Eldridge hörte *wrong notes*, wo Allen mit Absicht gegen die Konvention verstieß.

Jetzt vereinigt eine Reedition Allens späte Aufnahmen mit dem alten Partner Coleman Hawkins (auch so ein Super-Schweregewicht). Nicht weniger als drei LPs von 1957/58, darunter die legendäre «Ride, Red, Ride in Hi-Fi». Das endgültige trompetistische Nonplusultra findet sich auf CD 1 als Nr. 4 («I Cover The Waterfront»). Von dem sagt Gunther Schuller, es sei «eines der grossartigsten Trompetensoli aus dieser oder jeder anderen Periode des Jazz». Als Drüberstreuer gibt es (nebst anderem) zwei Probeaufnahmen zur TV-Sendung «The Sound of Jazz» vom 5.12.1957. Erst neben dem auch nicht zimperlichen Kornett von Rex Stewart wird das Format von Allens Art brut so recht evident.



Coleman Hawkins & Henry «Red» Allen: Reunion in Hi-Fi. The Complete Classic Sessions. Lonehill Jazz LHH10367. 2 CDs (Musikvertrieb)

Untiefen des Universums

«Star Trek», erfolgreichste TV-Serie aller Zeiten, feiert ein überzeugendes Comeback im Kino. Von Wolfram Knorr



Kosmischer Rummel: «Enterprise»-Crew im neuen «Star Trek»-Film.

Keine Fabel penetrierte so märchenhaft die Wirklichkeit wie die TV-Saga «Star Trek». Dabei war alles purer Humbug: dämliche Handlung, knarrende Dialoge, bizarre Figuren, Technik-Kitsch. Das futuristische Setting eine Lachnummer und für jeden Schöngest eine Qual – und trotzdem:

«Star Trek», jene Science-Fiction-Serie um das Raumschiff «Enterprise», das im 23. Jahrhundert mit Warp-Geschwindigkeit durch die Grenzbezirke des Universums gurkt, setzte sich als die langlebigste TV-Serie durch und wurde Kult. Kopien («Raumschiff Orion»), Parodien («Galaxy Quest», «(T)raumschiff Surprise») und Huldigungen («Die Physik von Star Trek») vermehrten und zementierten den Ruf. «Star Trek» wurde zum Second Life seiner Weltgemeinde. Zahllos sind die Fanklubs, und die *conventions* wurden sakrale Events. Der kosmische Rummel wurde zum riesigen Wirtschaftsfaktor; «Star Wars» und selbst «Lord of the Rings» sahen dagegen arm aus.

«Star Trek», die Erfindung des Ex-Polizisten Gene Roddenberry, kam in die Jahre. Das kuriose Outfit der «Enterprise»-Crew auf der Hightech-Arche mit ihrer Vielvölkergesellschaft in Masken, die an ein permanentes Halloween erinnerten, brauchte dringend eine Remedur; und ein Fantasy-Freak übernahm die Aufgabe: J. J. Abrams, Produzent («Cloverfield»), Autor («Lost») und Regisseur («Mission Impossible

III»), ein kreativer Unruheherd im Bildergerwebe. Raus aus dem altbacken Missionarischen, hinein in die postmoderne Ironie. Weg von der Ikea-Freizeit-Trikot-Dr.-Spock-Schweine-im-Weltall-Ästhetik und hinein in ein sattes visuelles Getümmel von zeitgemässer Hektik. Abrams war klug genug, den Dauerbrenner nicht total zu entrümpeln. Der Kosmos musste erhalten bleiben, sonst würden die Trekkies der Neumöblierung schnell den Rücken kehren.

Angeblich, wird kolportiert, habe Abrams seine Crew mit «Star Trek»-Kennern und -Nichtkennern bestückt. Reine PR. Da kannte jeder die Vorlage, und Abrams wollte, ganz trendig, eine Vorgeschichte, den letzten Schrei der Fortsetzungsmanie. Hier erfährt man, warum die «Enterprise»-Crew zur verschworenen Burschenschaft wurde. Abrams ist gewitzter als viele seiner Kollegen und fand eine bestechende Mischung aus purer Ironie und Fantasy-Lust für einen fulminanten Neustart in die Astro-Saga. Mit einer Raumschlacht gleich zu Beginn trumpft Abrams mit dem neusten technischen Standard auf, der «Star Wars» handgestrickt aussehen lässt. «Star Trek» ist vergnügliche, brillante Unterhaltung; ein lustvoller Sprung in die Untiefen der langlebigsten TV-Serie. Genau das bereitet ein höllisches Vergnügen.

Star Trek: Regie: J. J. Abrams. USA, 2009

Verführerische Freiheit

Althistoriker Christian Meier beschreibt die Anfänge der europäischen Kultur bei den Griechen. *Von Peter Keller*

In seinen Erinnerungen erzählt Elias Canetti (1905–1994), wie er sich als zwölfjähriger Schüler gleichzeitig der Schweizer Geschichte und den alten Griechen hingab. Der Erste Weltkrieg wütet in Europa, und die Familie ist eben aus Wien nach Zürich geflüchtet. Dem späteren Literatur-Nobelpreisträger wird klar, dass dieser Frieden, den er anfänglich wie ein Gottesgeschenk empfand, in Wahrheit mit dem Freiheitsdrang der Eidgenossen zu tun hat: «Weil sie über sich bestimmten, weil sie unter keinem Kaiser standen, hatten sie es fertiggebracht, nicht in den Weltkrieg hineingezogen zu werden.»

Im Rausch der Geschichtslektüren erkennt Elias Canetti Parallelen. Schon lange vor den Schweizern sei es den Griechen gelungen, sich gegen eine ungeheure Übermacht zu erheben und die Freiheit, die sie für sich einmal gewonnen hatten, zu behaupten. Was der junge Canetti instinktiv erfasste, hat nun der Althistoriker Christian Meier (*1929) klug und kenntnisreich nachgezeichnet. Die Frage, die ihn umtreibt, lautet: Wo fängt Europa an? Gibt es eine Kontinuität zwischen Antike, Mittelalter und unserer Gegenwart? Ist Europa mehr als eine geografische Bezeichnung, nämlich ein gewachsener, historisch begründeter Kulturraum?

Die Griechen bauten nicht weiter, sondern neu, sagt Meier. Dabei räumt der Autor unum-

wunden ein, dass dieses Volk trotz revolutionärer Neuerungen in anderen Belangen weit hinter dem Orient zurückblieb, «zumal im Technischen, aber auch in Reichsbildung und Verwaltung». Doch den Griechen ging es um anderes: Sie schufen ein neues politisches System. Ohne Vorbild, gegen alle bekannten Beispiele. «Da war es keine Monarchie und kein herrschaftsgeübter Adel», fasst Meier seine Beobachtungen zusammen, «sondern eine relativ breite, über hunderte von selbständigen Gemeinden sich verteilende Schicht von Freien, von «Bürgern», die sich ihre Welt formte.»

Besitz macht frei

In allem sieht Meier eine entscheidende Schubkraft wirken: die Freiheit. Das «Ideal der Eigenständigkeit», wie es an anderer Stelle heisst, durchdringt die Polis, den griechischen Stadtstaat. Freiheit von Herrschaft, Freiheit des «Gründens im Eigenen», Freiheit des «Selbst-Seins». Die griechischen Grundeigentümer waren ihre eigenen Herren: «Als solche schlossen sie sich mit ihresgleichen zusammen – um es möglichst weitgehend zu bleiben.» Besitz macht frei. Und aus der Wahrung der Eigentumsrechte ergab sich das Weitere: die Verantwortung der Bürger für die Polis – und nicht, wie heute in pervertierter Weise gefordert, die Verantwortung des Staates gegenüber dem Bürger.

Da die Bürgerschaft nicht nur alles trägt, sondern auch zu entscheiden, zu handeln, notfalls zu kämpfen hat, bezieht sich das «ethische Ideal der Gutheit» (Meier) primär auf Leistungsfähigkeit. Leistung im Krieg, in Sport und Rat. Daher die unbändige Lust der Griechen am Wettbewerb, wie sie bei den Olympischen Spielen zum Ausdruck kommt. Genauso gerne misst man sich in den Künsten, im Singen, Tanzen, in der Rhetorik. Wer frei sein will, muss etwas dafür tun.

Sonderweg Europas

Die Frage nach den Griechen sollte nicht um ihrer selbst willen gestellt werden, meint Christian Meier, sondern im Hinblick auf die Geschichte Europas. Verglichen mit anderen Kulturen, habe dieser Kontinent «einen Sonderweg» eingeschlagen. Die Weichenstellung erfolgte bei den Griechen: «Nur sie kamen dazu, eine Kultur nicht um der Herrschaft, sondern um der Freiheit willen auszubilden.» Oder wie es der von Meier öfter zitierte Schweizer Kulturhistoriker Jacob Burckhardt (1818–1897) formulierte: «Was sie taten und litten, das taten und litten sie frei und anders als alle früheren Völker.»

Wo fängt Europa an? Auch mit dem Sieg des griechischen David über den persischen Goliath. Für Meier der erste einer langen Reihe von Konflikten zwischen Ost und West. Der Sonderweg musste erkämpft werden und bedeutete gleichzeitig einen entschiedenen Bruch mit dem Orient. Europa habe mit den Griechen begonnen, indem durch sie, wie es Herodot im fünften Jahrhundert vor Christus ausdrückte, Europa von Asien «abgespalten» wurde.

Diese Abspaltung wird heute aufgeweicht. Etwa durch den Wunsch der Türkei, der Europäischen Union beizutreten. Vor allem aber durch die hauseigene Identitätskrise. Hier verlässt Meier seinen sicheren Hochsitz und stellt sich aktuellen Fragen – wenn auch nicht ohne vorherige Verneigung vor dem Zeitgeist: Es gehe keineswegs darum, die europäische Geschichte zum Ziel der Weltgeschichte zu erklären oder andere Kulturen geringzuschätzen, beschwichtigt der Verfasser.

Die Sorge um das griechische Erbe Europas, um diese «Kultur, um der Freiheit willen», ist gleichwohl unverkennbar, wenn Meier gegen Ende seines Buches schreibt: «Zu sehr leben wir unter dem Eindruck, die Errungenschaften aller Kulturen seien heute wie in einem Supermarkt ohne viel Verzug erhältlich und in jeder Mixtur anwendbar.»

Der Anfang Europas bleibt eben auch ein energisches Nein gegenüber der orientalischen Unterwerfungskultur.

Christian Meier: Kultur, um der Freiheit willen. Griechische Anfänge – Anfang Europas? Siedler. 367 S., Fr. 39.90



Wo fängt Europa an? Akropolis in Athen.

Im Namen der Rose

Die Personalassistentin Alexandra Grosskopf, 28, und der Spitzenkoch Nicholas Rose, 34, heiraten im August. Eine Frage chemischer Prozesse.

Nicholas: Nebst der Liebe ist das Kochen ein wichtiger Bestandteil meines Lebens. Als ich noch in England lebte, war ich im Kochteam von Mohammed al-Fayed, dem Besitzer von Harrods. Seither arbeite ich auch in der Schweiz mit vielen grossen «Chefs» zusammen. Ich mag es, wenn die Ansprüche hoch sind: eigentlich in jeder Hinsicht.

Alexandra: Er macht das perfekte Chateaubriand und kann auch Blüten aus selbstgedrehtem Zucker für eine Torte anfertigen. Wir lernten uns in einem Hotel kennen. Ein Blick genügte, und das Schicksal war quasi besiegelt. Die Neurobiologen sagen, die Verliebtheit sei ein chemischer Prozess im Hirn, und die Evolutionsbiologen haben auch abenteuerliche Erklärungen parat, um einen Zustand zu erklären, der zwangsläufig in die Verpflichtung und die Unfreiheit führe. Ich sage: Wenn man die Wahl zwischen verschiedenen Lebensentwürfen hat, spielen intellektuelle Prozesse eine Rolle, bevor man sich ewig bindet. Ich war damals seit langem mit einem Inder liiert und ahnte, dass die kulturellen Unterschiede für eine gemeinsame Zukunft zu gross waren.

Nicholas: Wir lebten beide in Beziehungen, die uns nicht glücklich machten. Ich war mit einer älteren Frau zusammen, die die Familienplanung bereits abgeschlossen hatte.

Alexandra: Eine der ersten Fragen, die ich Nick stellte, nachdem wir uns aus unseren Beziehungen gelöst hatten und zusammen waren, lautete: «Willst du jemals nach England zurückgehen?» Ich hätte mir nicht vorstellen können, dort zu leben.

Nicholas: Hier ist es sauberer als in London, die Leute sind sehr nett und geben gerne Geld für hochstehendes Essen aus. Zusammen mit Alexandra, die meine wunderschöne, gescheite und geliebte Traumfrau ist, waren das natürlich verlockende Perspektiven, um für immer in der Schweiz zu bleiben.

Alexandra: An Nicholas überzeugt mich – abgesehen von seiner Erscheinung –, dass er eine Persönlichkeit ist, die mehr gibt, als sie nimmt. Er ist kreativ, sensibel und hat die Seele eines Künstlers. Zudem ist er meist gut gelaunt, und wenn wir uns streiten, artet es nie aus.

Nicholas: Wir stammen beide aus intakten Elternhäusern. Respekt dem Partner gegen-



«Das perfekte Chateaubriand»: Brautpaar Grosskopf und Rose.

über wurde grossgeschrieben. Wir überschreiten keine Grenzen, die Wunden hinterlassen. Grundsätzlich will der Mensch geliebt werden. Für jemanden das Wichtigste, das Einzige zu sein, ist das beste Gefühl, das es gibt. Männer und Frauen funktionieren ähnlich, wenn sie sich für eine verbindliche und monogame Beziehung entschieden haben, und ihre Bedürfnisse sind gleich.

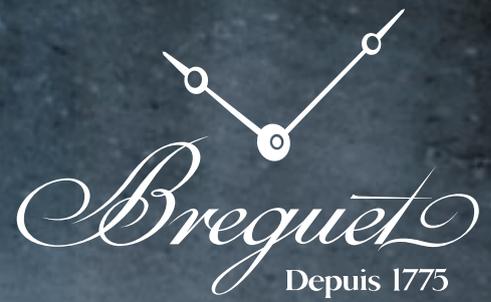
Alexandra: Ausser, dass ich nicht alle paar Monate einen *off-roading*-Trip mit zehn englischen Kumpels veranstalten muss, so wie Nick. Im Ernst: Frauen suchen auch in der Liebe die äusserliche Beachtung: Wie schön wir sind, hören wir gerne, aber nur, wenn es ernst gemeint ist. Männer brauchen mehr Bewunderung ihren Leistungen gegenüber: der tollste Liebhaber, der beste Ehemann, der talentierteste Koch. Bei Nick stimmt alles. Aber auch wenn es dreiste Übertreibungen wären: Männer glauben solche Komplimente immer, da sie in dieser Beziehung unter einer Art kollektivem Realitätsverlust leiden.

Nicholas: Meine Grossmutter schenkte mir vor ihrem Tod ihren Verlobungsring. Mit diesem Brillanten machte ich Alexandra den Antrag, und der Hochzeitstermin im August ist das Geburtsdatum meiner *grandma*. Wir möchten bald eine Familie gründen. Ich baue zurzeit mein eigenes Catering-Unternehmen auf, Alexandra unterstützt mich sehr dabei. Wenn die Babys da sind, werden wir das Geschäft gemeinsam führen und gleichzeitig genügend Zeit für das Familienleben haben.

Alexandra: Viele Frauen hören auf zu arbeiten, wenn die Kinder da sind, merken später aber, dass ihnen etwas Wichtiges fehlt. Für die Hochzeit hat Nicholas alles organisiert: Er lässt eine Band aus Los Angeles einfliegen, es gibt ein wunderbares Essen, und das ganze Fest steht unter dem Motto unseres zukünftigen Familiennamens: Rose.
Hochzeitsbankette: nr-catering.com

Aufgezeichnet von **Franziska K. Müller**.

Heiratsplanung: www.yourperfectday.ch



Breguet
Depuis 1775

Er zog die wunderbarste
flache Uhr heraus, die Breguet
je gemacht hatte. "Ach, erst elf Uhr,
ich bin früh aufgestanden."

Honoré de Balzac, "Eugénie Grandet", 1833



Classique - Automatik, Extraflach - 5157BB

www.breguet.com

Montres Breguet SA, 1344 L'Abbaye (Vallée de Joux), Tel. 021 841 90 90
PARIS - CANNES - GENÈVE - WIEN - LONDON - NEW YORK - LOS ANGELES - DUBAI - MOSKAU - SINGAPUR - TOKYO - SEOUL